

Saudi-Arabien Noch ist Ruhe auf den Straßen. Die Scheichs arbeiten mit Zuckerbrot. Das kostet sie Milliarden **Politik S. 9**

Interview Saskia Sassen, die Tochter des SS-Mannes, der Eichmann interviewte, erzählt ihre Geschichte **Kultur S. 13**

Porträt Wir brauchen mehr Dialog mit dem Leser, sagt Jill Abramson, neue Chefin der „New York Times“ **Alltag S. 21**

Partner des Guardian

16. Juni 2011
24. Woche
Deutschland 3,20 €
Ausland 3,50 €

der Freitag

Das Meinungsmedium

Freitag-Community

„An Verzicht führt kein Weg vorbei“

Jonas Weyrosta

Politik Die Community diskutiert über das Lebensgefühl einer fast erwachsenen Generation
»freitag.de/verdrossen



Wohl bekomm's

Der Ehec-Schock zeigt: Auch auf Bio ist kein Verlass. Die Ernährung muss weg vom Fließband s. 6/7

Zurück auf Los

Griechenland Die europäische Union driftet auseinander, alte Feindbilder erstehen wieder auf. Um die EU zu retten, muss Deutschland zurückstecken

■ Albrecht von Lucke

Seit Beginn der Griechenland-Krise ist die Europäische Union ihrer wohl schwersten Belastungsprobe ausgesetzt. Angetrieben von den Boulevardmedien werden alte Stereotype – hier „die faulen Griechen“, dort die „autoritären Deutschen“ – wieder aktiviert. Die Folge ist verbrannte Erde in den europäischen Mentalitätshäusern. Nationale Feindbilder erstehen wieder auf, die man längst überwunden wähnte: Hakenkreuzfahnen flattern in Athen – in einen EU-Kranz eingebettet, als Ausdruck der Kritik am Diktat aus Brüssel, für das vor allem die deutsche Kanzlerin verantwortlich gemacht wird. Der hässliche Deutsche feiert fröhliche Urständ.

Bei uns dagegen gilt „der Grieche an sich“ inzwischen fast als Ausgeburt der Dekadenz. Wir braven, fleißigen Deutschen gegen die faulen Südländer. Dabei kann von Verschwendung bei den einfachen Griechen nicht die Rede sein. Im Gegenteil: Während der durchschnittliche Bruttostundenlohn eines deutschen Arbeiters elf Euro beträgt, liegt der seines Kollegen in Griechenland bei sechs Euro 50.

Doch längst ist im deutschen Volksempfinden ganz Griechenland zu einem einzigen Sumpf von Korruption und Verschwendung geworden. Dass das Land auch ganz gezielt von Spekulanten sturmreif geschossen wurde – mit dem einzigen Ziel, Spekulationsgewinne durch einen fallenden Euro zu erzielen –, wird von vielen Medien geflissentlich unterschlagen. Ressentiment verkauft sich eben besser als Argumente.

Faktisch wurde die Europäische Union im vergangenen Jahr mit aller Brutalität auf ihren eigentlichen ökonomischen Konstruktionsfehler der Maastrichter Verträge zurückgeworfen: die Schaffung einer ein-

heitlichen Währung für einen uneinheitlichen Währungsraum, für den man mit einer einzigen Geldpolitik durch die Europäische Zentralbank und ohne eigene Wirtschaftspolitik auszukommen meinte.

Heute erhalten wir für diese maßgeblich von Deutschland betriebene Politik die Quittung – und „die Griechen“ müssen mit ungeheuren Sparprogrammen die Suppe auslöffeln. „Verkauft eure Stadtwerke, eure Energieversorger, eure Inseln“, lautet die Forderung. Die Ironie der Geschichte: Wir treiben die Griechen in jene neoliberalen Abenteuer einer angeblichen „privat public partnership“, deren fatale Folgen wir selbst mühevoll zu überwinden trachten.

Die Folge des Durchregierens aus Brüssel liegt auf der Hand: Es herrscht Ernüchterung und Entsolidarisierung in ganz Europa.

Wir treiben Griechenland in ein fatales Abenteuer

Was dagegen heute Not tut, ist eine neue Solidarität der europäischen Bevölkerungen. Denn sie alle leiden gemeinsam darunter, dass die Staaten seit bald 20 Jahren nach der verheerenden Standortlogik ihre Löhne und Gehälter herunterkonkurrieren. Bei diesem kollektiven Unterbietungswettbewerb lag Deutschland immer an der Spitze – zum Nachteil seiner Nachbarn. Eine einheitliche Wirtschaftspolitik hätte dagegen bedeutet, auch eine einheitliche, an den Profitzuwächsen orientierte Lohnpolitik zu betreiben – zum Nutzen der arbeitenden Menschen, zu Lasten der Kapitalgewinne.

Weil dies nicht geschehen ist, haben wir es heute mit einem radikal auseinander-

driftenden Kontinent zu tun. Der Lissabon-Vertrag, von Beginn an nur notdürftiger Ersatz der gescheiterten Verfassung, hat sein Ziel der Stärkung und Demokratisierung der EU bis heute nicht ansatzweise erfüllt.

Die EU wird heute als undurchsichtiges, halb-diktatorisches Regime wahrgenommen: „An Brüssels Wesen soll die Welt gewesen“ – und dahinter steckt wieder das übermächtige Deutschland unter seiner eisernen Kanzlerin Angela Merkel. Das ist eine verheerende Wende einer Europäischen Union, die einst zum Erhalt des Friedens auch und gerade gegenüber einem Deutschland gegründet wurde, das nie wieder übermächtig werden sollte.

All das bedeutet nicht, das große Projekt Europa voreilig abzubrechen, im Gegenteil: Was wir brauchen, ist eine andere, demokratischere europäische Union. Dafür muss, Jürgen Habermas hat soeben in seiner großen Rede zur Rolle Europas darauf hingewiesen, „das bisher von den politischen Eliten hinter verschlossenen Türen betriebene Projekt endlich auf den Modus eines lärmend-argumentierenden Meinungskampfes in der breiten Öffentlichkeit umgepolt werden“.

Nur wenn wir endlich die erforderliche Debatte über Europa führen – auch über dessen Ziel und Zweck – werden wir jene neue Europabegeisterung hervorrufen, die das Projekt so dringend benötigt.

Auch wenn es heute nicht mehr primär um Krieg oder Frieden innerhalb Europas geht, die Kultur des Hasses des vergangenen Jahrhunderts ist noch lange nicht gebannt. Die Erfahrungen des letzten Jahres haben eines gezeigt: Die Europäische Union ist an einem Scheideweg angelangt. Solidarische Integration steht gegen autoritäre Renationalisierung. Gelingt es daher nicht, die aufflammenden alten Ressentiments wieder einzudämmen, könnte es mit dem schönen neuen – ebenso friedlichen wie grenzenlosen – Europa auch bald wieder vorbei sein.

Albrecht von Lucke, Jurist und Politikwissenschaftler, ist Redakteur der *Blätter für deutsche und internationale Politik*

Ulrike Baureithel über Risikokontrolle

Szenarien der Angst: Wie Bakterien in uns archaische Muster mobilisieren

Es sind die Sprossen. Welch bittere Ironie! Ausgerechnet in diesem Lieblingskeim der Ernährungsfundamentalisten lauert die tödliche Gefahr namens Ehec. Das beweist wieder einmal, dass der Feind dort lauert, wo wir ihn am wenigsten vermuten und dass uns nichts, nicht einmal eine naturgefällige, tier-gerechte Menschensexistenz, vor der Invasion des Pathologischen – oder, kybernetisch gesagt: vor einer Fehlsteuerung der Körperkommunikation – schützt.

Das Wissen um prinzipiell durchlässige Grenzen – nicht nur der national-kulturellen, sondern auch der physiologischen – erzeugt Angst, auf die wir mit Risikominimierung reagieren. Als vor zehn Jahren in Hongkong das SARS-Virus grassierte, verhängten die Behörden eine drastische Quarantäne und Europa verschärfte seine Einreisekontrollen. Längst vergessenes giftiges Nitrofen in Bio-Weizen oder vor Jahresfrist aufgetauchtes Dioxin in Hühnereiern provozierten wie jetzt das Ehec-Bakterium einen weitflächigen Konsumboykott.

Wie beim Händewaschen handelt es sich um scheinbar rationale Vermeidungsstrategien. Denn jede Geldanlage, jede Straßenüberquerung, jeder getauchte Kuss ist statistisch gesehen risikoreicher. Unter Umständen verlieren wir unser Geld, werden überfahren oder holen uns eine elende Grippe. Deshalb werden Anlagenfonds nach Risikogruppen bewertet, und Ingenieure lernen, Sicherheitsrisiken abzuschätzen. Neuerdings werden Menschen sogar daran gewöhnt, sich selbst in Form eines Risikoprofils wahrzunehmen, beispielsweise wenn es um Entscheidungen geht, die mit ihrer genetischen Ausstattung und ihren Krankheitsdispositionen zu tun haben. Abwägende Entscheidungen vermitteln die Illusion, ein prinzipiell unsicheres Leben immer besser kontrollieren zu können.

Eigentlich müsste man davon ausgehen, dass der unablässige Umgang mit dem Risiko Gesellschaften gelassener reagieren lässt, wenn wieder einmal ein verseuchtes Nahrungsmittel auftaucht oder sich eine mutierte Mikrobe in unseren Kreislauf eingeschlichen hat. Das Gegenteil aber ist der Fall: BSE kostete hunderttausenden Rindern das Leben, während der Vogelgrippe wurden riesige Geflügelbestände liquidiert und der Ehec-Ausbruch vernichtete ganze Gemüseernten. Zwar ist die Suchgesellschaft meist erfolgreich und stellt den Eindringling. Doch sie weigert sich, aus Erfahrung zu lernen. Auf jedes Katastrophenszenario wird erneut panisch und in einer Art reagiert, die sich anthropologisch als konstant erweist: dem Berührungsverbot.

Vormoderne Gesellschaften kannten klare Regeln, Reines von Unreinem zu unterscheiden, Klassifikationssysteme, nach denen Speisen oder Menschen abgeordnet wurden: Fleisch fressende Tiere wurden gemieden und menstruierende Frauen in besondere Hütten verbannt. In der globalen Gesellschaft ist eine solche Art von Gefahrenabwehr unmöglich geworden. An ihre Stelle tritt die so genannte Risikokompetenz, von Frühwarnsystemen über die Versicherungsmathematik bis hin zur eigenverantwortlichen Entscheidung.

Aber immer dann, wenn tatsächliche oder vermeintliche Seuchen durchs Land ziehen oder andere unsichtbare Übel lauern, scheint das alte archaische Ordnungskonzept wieder auf. Man vertraut nicht mehr auf vernetzte Kooperation und reflektierte Abwägung, sondern greift zurück auf kollektive Abschottung. Solange nur Gurken dran glauben müssen, bleiben die Folgen vergleichsweise harmlos.

Sie finden **alle Texte auf freitag.de**, indem Sie die Headline, ein Stichwort oder den Autoren in der Suche eingeben. Wo vermerkt, finden Sie dazu auch Zusatzmaterial im Internet. Je nach Logo sind das weitere Texte, Audiobeiträge, Videos oder Bildergalerien



Inhalt



Liebe Leserinnen und Leser, Ende letzten Jahres hatte ich durch den Film *Eichmanns Ende* erfahren, dass Saskia

Sassen, die prominente Globalisierungs-Soziologin, die Tochter von Willem Sassen ist, einem Journalisten und Waffen-SS-Mitglied, der in Buenos Aires Eichmann interviewt hatte, vor dessen Entführung durch den Mossad. Weil das nicht nur mir unbekannt war, wollte ich Saskia Sassen dazu befragen. Als ich kürzlich in den USA war, schickte ich ihr eine E-Mail, in der ich wegen eines Gesprächs über die „Google-Elite“ anfragte und vermerkte, dass mich auch die Geschichte mit ihrem Vater interessieren würde. Sie antwortete prompt, die „Google-Elite“ beschäftige sie sehr.

Als ich ihr schließlich gegenüber saß und sie mich freundlich fragte, was genau ich über die „Google-Elite“ wissen wolle, setzte ich zur Erklärung an, ehe sie anfügte: „Am liebsten würde ich über das zweite Thema sprechen.“ Zwei Stunden später verließ ich die Wohnung mit dem eigenartigen Gefühl, in einer Vergangenheit gewesen zu sein, die noch nicht oft betreten worden ist. Wie es dort aussieht, lesen Sie auf Seite 13.

Eine anregende Lektüre wünscht
Matthias Dell

Wochenthema

Wohl bekomm's S. 6/7

Der Ehec-Schock zeigt: Auch auf Bio ist kein Verlass. Die Ernährung muss weg vom Fließband

Politik

Atompolitik S. 4

Wende? Deutschland reichert weiter Uran an, fördert die Nuklearforschung und finanziert AKW-Bauten im Ausland
Felix Werdermann

Ungarn S. 10

Rechtsextreme zieht es in die Roma-Quartiere, sie organisieren Wehrübungen. Aus der Kampfzone berichtet
Jeroen Kuiper

Positionen S. 11

Hans Jonas ist so aktuell wie vor 30 Jahren. Der Atomausstieg folgt noch nicht einem neuen Bewusstsein für Risikotechnologie
Ekkehart Krippendorff

Kultur

Architektur S. 15

Shopping Center müssen nicht am Reißbrett entstehen. Ihre Geschichte ist so alt wie die Geschichte der Stadt
Robert Kaltenbrunner

Fotografie S. 17

Pedro Almodóvar ist der Filmemacher der wilden spanischen Jahre nach Franco, Alberto Garcia-Alix ist ihr Fotograf
Corinna Koch

Wissen S. 18

Künstliche Intelligenz war gestern. Neue Computerprogramme üben sich bereits in philosophischen Fragen
Boris Hänßler

Alltag

Porträt S. 21

Das wird eine harte Nuss. Jill Abramson soll das Flaggschiff der US-Presse, die *New York Times*, ins digitale Zeitalter führen
Ed Pilkington, The Guardian

Probeliegen S. 26

Erst kamen die Architekten, nun sind es Touristen. Auf Teneriffa helfen viele mit, das perfekte Passivhaus zu entwickeln
Rhiannon Batten, The Guardian

Bequemer Alltag S. 27

Seit 50 Jahren gibt es den Wäschetrockner. Trotzdem: Es gibt nichts Besseres, als nasse Wäsche in die Sonne zu hängen
Gina Bucher

A-Z Sommer S. 28

Die heiße Jahreszeit beginnt

Leserbriefe, Impressum S. 20

Befreiende Worte

Jacques Chirac Frankreichs Altpräsident zeigt den Rechten, wie man einen Premier los werden kann

■ **Agnès Poirier**

Da soll noch einer sagen, die Franzosen seien in der Politik nicht zu großem Theater fähig. Jacques Chirac, der zum Sugar-Daddy der Nation mutierte ehemalige Monsieur Garstig der französischen Politik, hat am vergangenen Wochenende erklärt, er werde bei den kommenden Präsidentschaftswahlen für François Hollande stimmen, den sozialistischen Kandidaten. Stellen Sie sich vor, Margaret Thatcher würde wenige Monate vor der nächsten Wahl erklären, sie wolle ihr Kreuz vor den Namen von Labour-Chef Ed Miliband setzen. Nachdem Dominique Strauss-Kahn (DSK) – der aussichtsreichste Konkurrent Nicolas Sarkozys um das Amt des Präsidenten – wegen des Verdachts einer versuchten Vergewaltigung verhaftet und vor den Augen der Weltöffentlichkeit in Handschellen abgeführt wurde, könnte Chiracs Einlassung den Sozialisten neue Hoffnungen für die im kommenden Jahr anstehenden Wahl machen.

Was also hat der freche Jacques genau gesagt? „Da Alain Juppé [der gegenwärtige Außenminister und größte Star der französischen Rechten] nicht kandidieren wird, werde ich für François Hollande stimmen.“ Als Hollande – der Chirac bei einem öffentlichen Rundgang durch das „Museum Jacques Chirac“ in Sarrahan (Département Corrèze – der Heimatregion der beiden tief im Zentrum Frankreichs) begleitete, in dem 200 der Geschenke zu bestaunen sind, die Chirac während seiner Zeit als französischer Staatspräsident erhalten hatte – auf die Aufnahmegeräte der anwesenden Journalisten hinwies, beharrte Chirac auf seiner Aussage: „Ich kann das sagen, ich werde Hollande wählen!“

Die gesamte politische Klasse Frankreichs wurde von Panik erfasst, während der Rest sich grinsend zurücklehnte. Die rechte Tageszeitung *Le Figaro* versuchte sofort, die Geschichte als Witz darzustellen, und auch Chirac wurde später von seinen Beratern empfohlen, seinen „Sinn für Humor zu erwähnen, der typisch für die Region Corrèze“ sei. Die Sache ist nur: Es gibt keinen für Corrèze typischen Humor und alle wissen, dass es kein Witz war.

In Sarkozys Partei, der UMP, waren alle sehr darum bemüht, die Sache möglichst klein zu halten. Ganz besonders humorlos zeigten sich die Sozialisten: Manuel Valls, der ebenfalls als möglicher Kandidat für die Präsidentschaftswahlen im Gespräch ist, erklärte mit gestren-



FOTO: JOEL SAGET/AFP/GETTY IMAGES

ger Mine, es sei für einen Sozialisten keineswegs positiv, mit Chirac in Verbindung gebracht zu werden. Der offizielle Sprachgebrauch lautet also, es habe sich nur um einen missglückten Witz gehandelt.

Aber Chirac weiß ganz genau, was er macht, auch wenn er mittlerweile 79 ist und vor ein paar Jahren einen leichten Schlaganfall erlitten hat. Als Politiker war er schon immer ein harter Brocken. Heute erfreut er sich der Popularität eines Superstars. Quer über das politische Spektrum hinweg ist man sich in Frankreich darüber einig: Im Vergleich mit Sarkozy und dessen ebenso katastrophaler wie das Land spaltender vierjähriger Amtszeit habe Chirac die Statur eines Staatsmannes gehabt, der die Institutionen des Landes stets respektierte.

Mag seine Politik langfristig verheerend gewesen sein, so verfügte er immerhin über historisches Bewusstsein und versuchte nie, die Franzosen gegeneinander aufzubringen. Dar-

Von 1995 bis 2007 war Jacques Chirac Staatspräsident Frankreichs. Zu seinem Innenminister Nicolas Sarkozy hatte er schon damals kein gutes Verhältnis

über hinaus hatte er den Mumm, bei dem vielleicht schlimmsten außenpolitischen Abenteuer, auf das sich der Westen in jüngerer Zeit eingelassen hat, eine eigene Meinung zu vertreten und sich einer Beteiligung am Irakkrieg zu verweigern. Sarkozy wäre George Bush junior mit Sicherheit blind gefolgt.

Viele sind der Ansicht, Jacques Chirac habe lange genug damit gewartet, mit seinem politischen Ziehsohn Sarkozy abzurechnen. Im zweiten Teil seiner bald erscheinenden politischen Erinnerungen kritisiert er zum ersten Mal Sarkozys mangelnde staatsmännische Fähigkeiten, seinen aggressiven Stil, seine „amerikanische“ Herangehensweise und Liebe zum Geld – während er ein paar Seiten zuvor Hollande als Mann von Format lobt.

Mit Strauss-Kahns politischer Selbstdemontage knüpfen sich alle Hoffnungen der Linken auf einen Wahlsieg im kommenden Jahr nun an Hollande. So gesehen sind Chiracs Worte durchaus von Bedeutung. Hollande mag zwar nicht über das Charisma Strauss-Kahns verfügen, besitzt aber Wirtschaftskompetenz, eine sprühende Intelligenz, Charme und die in Frankreich so wichtige Lebensfreude. Sein Versuch abzunehmen, obwohl er gutes Essen und Wein so offensichtlich liebt, hat ihm bei vielen Sympathien eingetragen.

Dieser Tage macht es sich auch gut, dass Hollande, anders als DSK, nicht zum aufdringlichen Flirten neigt. Die Gefahr, in flagranti in einem New Yorker Hotel erwischt zu werden, ist eher gering. Nach fünf hektischen und fieberhaften Jahren unter Sarkozy könnten die Franzosen durchaus Gefallen an einer ruhigeren Persönlichkeit wie ihn finden.

Ein französischer Freund, der stets die Konservativen gewählt hat, kommentierte den Vorfall so: „Diese ganze Sache hat etwas Befreiendes. Vielleicht wähle ich jetzt ja auch Hollande!“ Befreiend ist das richtige Wort. Auch wenn die sehr Jungen und die Alten immer wieder von extremistischen Parteien in Versuchung geführt werden können, neigen die Franzosen dazu, einer Partei lebenslang treu zu bleiben. Es war schon immer möglich, dass Sarkozy von seiner Partei gestürzt werden könnte, wenn eine Mehrheit der Konservativen realisieren würde, was für ein Fehler es war, sich für ihn zu entscheiden. Es scheint, als habe Chirac ihnen nun den Weg gewiesen.

Agnès Poirier ist französische Schriftstellerin und schreibt für den *Guardian*
Übersetzung: Holger Hutt

Tom Stroschneider über die schwarzen Grünen und ihre neue Wegmarke

Mentalitätswechsel

Koalitionsdebatten sind erstens langweilig, zweitens lenken sie vom Inhalt ab, und drittens ist beides natürlich blanke Unsinn. Das öffentliche Reden über Bündnisoptionen ist zur gängigen Methode des politischen Geländegewinns geworden, dies hat das Publikum durchaus begriffen. Ja: Die Perspektive ist verkürzt, das Machtkalkül springt durch alle Ritzen. Aber das ist auch sonst auf der politischen Bühne nicht anders. Und wenn die Darsteller mal wieder bierernst behaupten, es gehe in der Politik überhaupt gar nicht um Taktik oder strategische Aufstellungen, dann lächelt man in den Rängen wie über einen liebgewordenen, aber nicht mehr so recht zündenden Witz.

Wer wirklich Interesse an Inhalten hat, an nachhaltiger und tiefgründiger Diskussion – würde der sich in die erste Reihe einer Partei stellen?

Manchmal rückt dorthin jemand nach wie jetzt der erste grüne Ministerpräsident. Winfried Kretschmann hat die Kanzlerin gelobt und einen Zusammenhang neu geknüpft, der im vergangenen Jahr zerrissen war: Atomausstieg und potenzielle CDU-Partnerschaft. Das

hat er nicht zur Freude aller, im Gegenteil. Realos wie Partei linke, Sozialdemokraten wie CDU-Politiker hatten jeder für sich einen Grund, die Dehnungen des Stuttgarter Grünen zurückzuweisen. Wird zu viel Freundlichkeit gegenüber der Union womöglich den Berliner Wahlerfolg im Herbst gefährden? Steckt nicht hinter Kretschmanns Worten der Versuch, die Machtverhältnisse innerhalb der Grünen neu zu justieren? Verabschiedet sich die Partei womöglich wieder von der privilegierten Partnerschaft mit der SPD, die doch erst im vergangenen Jahr erneuert wurde? Oder versucht Kretschmann mit seiner Umarmung nicht bloß, die Saat des Strömungsstreits in die Union zu tragen?

Es sind dies letztlich Variationen, Ableitungen eines viel grundsätzlicheren Gedankens von Kretschmann – er bringt die Rede auf einen neuen Mentalitätswechsel der Grünen. Das ist nun wahrlich mehr als die Frage, ob die Naturwissenschaftler Kretschmann und Merkel auf gemeinsamer Wellenlänge ticken oder vielleicht Volker Kauder und Claudia Roth nicht zusammenpassen. Und dass der neue Ministerpräsident

das starke Wort vom Mentalitätswechsel gerade jetzt in die Runde wirft, ist wohl überlegt: Mit dem Atomausstieg wird ein Gründungsversprechen der Grünen eingelöst, es steht dann nicht mehr als „Gen“ (Cem Özdemir) zur Verfügung.

Vom Protest zum Regieren, vom Frieden zum Krieg, vom Atomausstieg wohin? Nicht nur als zufälliges Beispiel hat Kretschmann die Innere Sicherheit angesprochen, bei der es sich die Grünen „lange etwas zu einfach gemacht“ hätten. Auch der Südwest-Realo Boris Palmer stieß bereits ins Horn einer „thematischen Verbreiterung“ auf das „Feld von Sicherheit und Ordnung“. Dass sich dieses ureigene Unionsthema als kollektives Dispositiv einer ehemals alternativen Bürgerrechtspartei nicht eignet – damit sollte man nach den Erfahrungen der bisherigen Häutungen der Grünen ebenso vorsichtig sein wie mit dem Hinweis, Kretschmann repräsentiere eine Minderheit. An den „wichtigen Wegmarken“ der Vergangenheit, von denen der schwarze Grüne spricht, ist die Partei, geführt von Minderheiten, immer wieder einmal in entgegengesetzte Richtung abgelenkt.

Felix Werdermann über Italiens Atomreferendum

Abstimmung ohne Propaganda

Mit einer überwältigenden Mehrheit von rund 95 Prozent haben die Italiener der Atomkraft eine Absage erteilt. Das Ergebnis der Volksabstimmung lässt sich aber nicht allein als Schlappe für Ministerpräsident Silvio Berlusconi erklären. Der Ausgang des Referendums zeigt die Stimmung in einem Land, das seit 20 Jahren von der Atompropaganda der Reaktorbetreiber weitestgehend verschont geblieben ist.

Im Jahr 1990 wurden die letzten zwei der vier italienischen Atomkraftwerke abgeschaltet. Dem vorausgegangen war ebenfalls eine Volksabstimmung, damals unter dem Eindruck von Tschernobyl. Italien hat vorgenommen, dass ein Atomausstieg möglich ist, bei entsprechendem politischen Willen.

Doch von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt hat sich der größte italienische Stromkonzern Enel in ausländische Atomkraftwerke eingekauft. Vor zwei Jahren dann die Offensive: Auch in Italien sollen neue Reaktoren gebaut werden. Berlusconi unterstützte die Pläne, Umweltschützer mobilisierten dagegen und sammelten Unterschriften für ein Referendum.

Dass die Entscheidung nun so eindeutig ausgefallen ist, liegt auch an der Schwäche der Befürworter. Gäbe es in Italien eine starke Atomindustrie, hingen an ihr Arbeitsplätze, würde sie täglich Millionengewinne einfahren und damit politische Stimmungsmache finanzieren.

Der Zusammenhang zeigt sich auch in anderen Ländern: In Frankreich, dem Land mit dem weltgrößten Atomstromanteil von gut 80 Prozent, ist die Bevölkerung zwar für einen Ausstieg – jedoch erst in 25 bis 30 Jahren. Die Regierung will sogar noch neue AKW bauen. In Deutschland gibt es seit Jahren stabile Umfragewerte gegen Atomkraft, doch von österreichischen Verhältnissen ist man auch hierzulande noch weit entfernt. In dem AKW-freien Nachbarland gibt es sogar einen „Anti-Atom-Beauftragten“ der Regierung.

Wenn die Stromkonzerne irgendwann mit den erneuerbaren Energien ihre Gewinne machen, werden nur noch ein paar Ewiggestrige von einer atomaren Energieversorgung träumen. Alle anderen werden sich fragen, weshalb man so lange an der Atomkraft festgehalten hat.



ILLUSTRATION: BENJAMIN GÜDEL FÜR DER FREITAG

Danke, dass Sie gekommen sind

Überleben Bei uns verschwindet Fukushima aus den Schlagzeilen, doch in Japan strahlt der Reaktor inzwischen bis in die letzten Winkel des Alltags aus

■ Lucy Fricke

Alles ist ruhig in Kyoto. Sehr ruhig. Als ich Mitte April als Stipendiatin des Goethe-Instituts hier ankam, flog ich mit einer halbleeren Maschine von Frankfurt nach Osaka, außer mir sechs Europäer an Bord, der Rest Japaner. Viele Restaurants und Tempel sind leer. Es ist Hauptsaison, doch Touristen gibt es so gut wie keine. In einem internationalen Buchladen stehe ich allein, umgeben von fünf Angestellten. Sie wollen wissen, wie lange ich bleibe, ob ich reise, was ich hier mache und ob meine Familie mich davon abhalten wollte. Es sind die immergleichen Gespräche mit Japanern. Am Ende sagen sie: Danke, dass Sie gekommen sind. Die Ernsthaftigkeit, mit der sie es sagen, macht jeden Glauben an eine Floskel zunichte.

In den Tageszeitungen werden täglich die neuesten Messwerte veröffentlicht, mit denen niemand etwas anfangen kann, an die man sich einfach gewöhnt. Die Abendnachrichten beginnen zuverlässig mit Meldungen aus Fukushima. Dass mittlerweile die Kernschmelze in drei Reaktoren bestätigt wurde, überrascht niemanden. Immer neue Geständnisse, Zeitpläne und Modelle, immer dasselbe Bild: die Totale des Atomkraftwerks Fukushima Daiichi. Es gibt niemanden mehr, der diese Einstellung nicht kennt, sie ist zum Sinnbild für die große Krise geworden. Eine Krise, die hier in Kyoto, mehr als 800 Kilometer entfernt vom Epizentrum, eine unterschwellige, kaum spürbare ist und in erster Linie aus Unsicherheit besteht. Der Schock ist vorbei, das Leben geht weiter. Nur mit kleinen Änderungen: Darauf achten, wo das Gemüse herkommt, keine Lebensmittel aus dem Norden. Ich kann die entsprechenden Schilder in den Supermärkten nicht lesen, und das ist unter diesen Umständen besonders lästig. Machiko, die erst vor wenigen Wochen aus Deutschland wiedergekommen ist, um hier bei ihrer Familie zu sein, sagt: Das erkennt man am Preis. Wenn Sojasprossen billig sind, ist die Herkunft klar. Kauf einfach nicht das Billigste, sagt sie. Tatsächlich tut das niemand. Die Solidarität ist nicht grenzenlos, sie hört da auf, wo man das

eigene Wohl als gefährdet ansieht. Dass die Japaner da anders wären, dass man sich untereinander nahezu bedingungslos hilft und gemeinsam alles schafft, scheint doch nur eine Legende zu sein.

Man sagt es nicht laut, dennoch ist man froh, dass es „nur“ den Nordosten getroffen hat. Die Wirtschaftszentren, allen voran Tokio, blieben am Ende verschont, wenn auch knapp. Eine Abkehr von der Atompolitik wird es, so pervers es auch ist, erst geben, wenn es Tokio mit Wucht treffen sollte. Zumindest das sagt man halblaut. Die Wahrscheinlichkeit für ein schweres Erdbeben in der Metropole liegt bei knapp 90 Prozent in den nächsten drei Jahrzehnten. In der *Japan Times* wird offen darüber gesprochen, die Hauptstadt in den Südwesten, nach Osaka zu verlegen. Zumindest politisch. Allerdings mit der großen Hoffnung, dass auch die Unternehmen nachziehen. Wieder andere sagen, auch diese Region sei nicht sicher, also noch weiter nach Süden. Die Tatsache, dass eine Katastrophe solchen Ausmaßes passieren konnte, lässt alles möglich werden, zumindest in Gedanken.

Meister der Imitation

Das Schlimmstmögliche hat in den Köpfen eine Präsenz gewonnen, die vieles ins Wanken bringt. An die Regierung hat man eigentlich noch nie geglaubt, höre ich oft. Neu ist, dass man darüber spricht. Dass man sogar Zweifel äußert an den Dingen, die immer schon klar waren: die Verstrickung der Atomindustrie mit Politik, Medien und dem Rest der Wirtschaft. Die Folgen der Privatisierung. Dass es so weit gekommen ist, dass Präsident Naoto Kan die Betreiberfirma darum bitten muss, das extrem gefährdete und nahe Tokio gelegene Atomkraftwerk Hamaoka vom Netz zu nehmen. Die Frage, wer in dem Land die Macht hat. Gegen den, in denen Reaktoren stehen, werden nicht nur von den Energieunternehmen finanziell belohnt, sie bekommen auch staatliche Subventionen, und kaum einer hat das je in Frage gestellt. Langsam beginnt deswegen eine zaghafte Aufregung, aber nur bei denen, die weit weg wohnen. Die jeweiligen Regionen wollen ihre Kraftwerke und das damit verbundene Geld auch jetzt behalten. Der Gewinn überwiegt das Risiko. Undenkbar, dass dort ein Bürgermeister, der gegen Atomkraft ist, eine Wahl gewinnen würde.

Über all das wird jetzt gesprochen. Das Hinnehmen, Tapferbleiben, Weitermachen hat vielleicht doch einen Knacks bekommen. Dass es jetzt erste, sogar größere Demonstrationen gegen Atomkraft gibt, kann Machiko kaum

glauben. Die letzten Demonstrationen, die erwähnenswert sind, gab es Ende der sechziger Jahre, als die Studentenbewegung das Land erreichte. Im Fall der Atomkraft gab es nie ein großes Dafür oder Dagegen, die meisten haben einfach nicht darüber nachgedacht, kaum einer stellte Fragen.

Dass genau vor dieser Kombination aus Erdbeben und Nuklearkatastrophe der japanische Wissenschaftler Katsuhiko Ishibashi schon seit fast 30 Jahren warnt, wurde bisher allenfalls zur Kenntnis genommen. Schließlich ist jedes Horrorszenario möglich, aber eben unwahrscheinlich, zumindest war es das bis zum 11. März 2011. Jetzt, da die Mischung aus Natur- und menschlicher Katastrophe tatsächlich passiert ist, wundert man sich, dass es überhaupt so lange gut gehen konnte, und ein bisschen auch über die eigene Naivität. Dass sich damit nicht sofort alles ändert, sondern fürs Erste nur die Pläne für den Bau weiterer Atomkraftwerke infrage gestellt werden, ist für viele ein Rätsel.

Wir liegen in meinem Apartment auf den Tatami-Matten vor dem riesigen Flachbildfernseher und sehen Nachrichten des Senders NHK. Stromsparen ist das Thema schlechthin. Ventilatoren kommen wieder in Mode, es gibt T-Shirts aus kühlendem Material, Unterhemden, die vor dem Tragen mit Kühlakku bestückt werden, Hemden, die man aufpumpen und in denen die Luft zirkulieren kann. Das ist Japan, denke ich, dieses Durchgeknallte. Von einer neuen Zeit ist die Rede, in der sich die Familie in dem einzig klimatisierten Raum trifft. „Change your lifestyle!“, ruft der Moderator, Machiko stöhnt: „Verändere deinen Lebensstil! NHK verdummt das ganze Land.“ Sie schaltet aus.

Es ist Juni, Regenzeit und wenn die vorbei ist, beginnt von einem auf den anderen Tag der Sommer, so heiß und feucht, wie ich es mir nicht vorstellen kann, sagt Machiko. Da schimmelt dir alles weg. Reis, Wäsche, Lederschuhe. Deswegen tragen wir alle nur Imitate. Japan macht die besten Lederimitate weltweit. Ist dir das schon aufgefallen? Sie erzählt, wie sie neulich die Plattensammlung ihres Vaters angesehen hat und die alle verschimmelt waren. Ich weiß nicht, ob ich ihr glauben kann. Ich wusste bisher nicht, dass Vinyl überhaupt schimmeln kann. Solch einen Sommer ohne Klimaanlage zu überstehen, ist für niemanden hier vorstellbar.

In den Schaufenstern von Einrichtungsgeschäften und Elektronikgeschäften sehe ich immer öfter ein Plakat, auf dem steht: „Saving Power, saving Nippon. Switch off!“ – Wer Strom spart, rettet Japan. Abschalten!

Bald kommt die feuchte Sommerluft. Darin schimmelt dir alles weg: Reis, Wäsche, Lederschuhe, selbst Schallplatten

Im Moment werden die Firmen angeschrieben und dazu aufgefordert, 20 Prozent weniger Strom zu verbrauchen. Es ist ein landesweiter Aufruf, für den jetzt, wenige Wochen vor dem Sommer, die ersten Testläufe starten. Die Hälfte der Lampen ausschalten, die Computer für eine Stunde abstellen. Die Auto-Industrie wird von Samstag bis Mittwoch arbeiten, um das Stromnetz zu den Hauptzeiten zu entlasten und Ausfälle zu vermeiden.

Allein für die Getränkeautomaten an jeder Ecke, mehr als 300.000 Stück im Land, braucht man schon zwei Atomkraftwerke, erzählt Machiko, und seitdem sie das weiß, kauft sie ihren eisgekühlten Kaffee nur noch im Supermarkt. Wenn man da überall Solarzellen draufknallen würde, das wäre doch was. Und was ist eigentlich mit Geothermie? Wir sitzen hier doch auf heißen Quellen. Und was machen wir damit? Nichts. Wir setzen uns rein und waschen uns. Windenergie fällt aus wegen der Taifune, und Fläche gibt es schließlich auch nicht genug. Aber Machiko zaubert sich ein grünes Japan und will von den Umständen nichts mehr wissen.

Möglicherweise wird Japan jetzt die alternative Energie revolutionieren. Vielleicht sind sie in zehn Jahren Weltmarktführer, vielleicht sind sie wieder einmal so schnell, wie man es von ihnen erwartet, wie sie es vor allem von sich selbst erwarten. Vielleicht.

Schwitzen für das Land

In Kyoto beschränken wir uns bisher darauf, die Klimaanlage nicht einzuschalten, solange es noch irgendwie geht, solange es einfach nur warm ist. Den gesparten Strom können wir eh nicht nach Tokio oder in den Norden schicken, dort hat der Wechselstrom eine andere Frequenz, 60 Hertz, wie ich lerne, und hier im Süden 50 Hertz. Wenn du von Tokio nach Kyoto umziehst, kannst du den Kühlschrank zurücklassen – funktioniert hier nicht. Für mich klingt das fast so verrückt wie schimmelndes Vinyl.

Machiko greift ihren durchsichtigen Regenschirm und zerrt mich mit. Wir treffen ihre Freunde in einer Kneipe um die Ecke. Keine drei Minuten und ich höre es wieder: Danke, dass Sie nach Japan gekommen sind! Jaja, schon gut.

Die Enttäuschung darüber, dass Touristen ihre Reisen stornieren, ausländische Künstler ihre Auftritte absagen, ist groß. Machiko kann das alles nicht mehr hören: Als würde irgendein Japaner unter solchen Umständen nach Deutschland kommen. Sie kann das Selbstmitleid nicht ertragen, das in der Kritik steckt. Einerseits wollen die Japaner alles allein schaffen, und dann jammern sie, dass hier keiner mehr Urlaub machen will. Schließlich fliegt auch kein Japaner derzeit in die Katastropheregion Sendai. Die Linienflüge zu dem erst kürzlich wieder eröffneten Flughafen wurden wieder eingestellt, weil dort einfach niemand hin will. Warum auch? Was für uns Sendai ist, ist für den Rest der Welt eben Japan, sagt sie.

Zumindest hier im Süden ist die Angst eine andere, greifbar und existenziell: Die Angst vor der Wirtschaftskrise, die jetzt die schon offenen Türen einrennt. Es ist überhaupt nicht klar, wie das alles bezahlt werden kann. Die Kosten für den Wiederaufbau steigen täglich. Der Exportausfall ist gigantisch. Das Land befindet sich seit Kurzem offiziell in einer Rezession. Die Japaner sind nicht gerade bekannt für ihre Hoffnungslosigkeit, und es ist ihnen anzumerken, wie sehr sie sich dagegen wehren. Den Spendenboxen an jeder Ecke haftet trotzdem etwas Verzweifertes an. Seit ich hier bin, habe ich niemanden dort etwas hineinwerfen sehen. Vielleicht weil einem jeder Betrag lächerlich vorkommen würde.

Das Land hat einen Imageschaden erlitten, der nicht zu beziffern ist. Nicht mehr bekannt für Kirschblüte, Traditionen und Popkultur, sondern für den größten Nuklearunfall seit Tschernobyl. Einer von Machikos Freunden fragt mich, ob ich glaube, dass Tokio in Deutschland jetzt noch als cool gilt. Ganz sicher, sage ich, ohne es wirklich zu wissen. Ich will ihn nicht noch unglücklicher machen. Wie lange wird es dauern, bis einem zu Japan nicht mehr zuerst Fukushima einfällt?

Zum zweiten Mal ist Japan der Grund für ein weltweites Umdenken. Zum zweiten Mal ist es eine nukleare Katastrophe. Doch Japan ist mit den Folgen erst einmal allein und von solchen Gedanken weit entfernt. Am Nebentisch hat eine Horde Studenten einen 10-Liter-Bier-Tank auf dem Tisch, sie saufen direkt aus dem Hahn, und über der Theke laufen die Spätnachrichten: Ministerpräsident Naoto Kan beißt mit Staatsfreunden aus China und Südkorea in Erdbeeren aus der Region Fukushima. Alles ganz normal hier.

Lucy Fricke hat am Deutschen Literaturinstitut Leipzig studiert und zuletzt den Roman *Ich habe Freunde mitgebracht* veröffentlicht (Rowohlt 2010). Seit April wohnt sie als Goethe-Stipendiatin in der Villa Kamogawa in Kyoto



Linke Wie weit darf Israelkritik gehen, wo fängt Antisemitismus an? Es ist ein alter Streit, der schon zu Protest vor der Parteizentrale führte. Nun eskaliert die Debatte in der Fraktion

Lautsprecher und Scheuklappen

Im Gespräch Der Soziologe Peter Ullrich über Antisemitismus in der Linken, Nahost-Obsessionen und eine alte Debatte im Stillstand

Der Freitag: Die Linksfraction beschließt, Antisemitismus habe in ihren Reihen keinen Platz, ein einstimmiges Votum kam nur zustande, weil Abgeordnete den Saal verließen. Hat die Linke ein Problem mit Antisemitismus?
Peter Ullrich: Ja und Nein. Es gibt ein generelles Problem mit Antisemitismus in der Bundesrepublik. Er findet sich rechts, in der politischen Mitte und in der Linken. Worüber die Partei zurzeit so heftig debattiert, ist aber nicht dasselbe, auch wenn es damit zu tun hat. **Das müssen Sie erklären.** Antisemitismus hat als Begriff in der politischen Auseinandersetzung in Deutschland durch die Shoah eine enorme Wirkung. Zugleich wird viel zu wenig

differenziert – stattdessen gibt es Floskeln und Formelkompromisse, die nur mühsam die bestehenden Konflikte kaschieren. Wenn die Regierungsfractionen im Bundestag eine Aktuelle Stunde über Antisemitismus in der Linken anberaumen, dann geht es leider nicht um eine notwendige Debatte darüber, sondern darum, einen gravierenden Vorwurf parteipolitisch auszuschlachten. Hier er setzt der Antisemitismus-Vorwurf den Antikommunismus, der heute „Antixtremismus“ heißt. **Aber die Kritik kommt ja nicht zuletzt aus den eigenen Reihen. Und der heftigste Streit wird auch innerhalb der Partei geführt.** Weil es ein Problem mit linkem Antisemitismus in der Partei ja auch tatsächlich gibt. Es existiert

insbesondere vor dem Hintergrund des Nahost-Konflikts. In bestimmten Kreisen hat die Solidarität mit den Palästinensern eine obsessive Qualität, die Überidentifikation führt dann nicht selten zu einer Dämonisierung Israels und durch das Lagerdenken zu Allianzen mit Antisemiten. Hier gibt es eine Grauzone mit Anschlüssen an den Antisemitismus. **Das weisen jene in der Partei, die darauf bestehen, jede Kritik an Israel müsse möglich sein, stets empört zurück. Die anderen sagen, dabei werde eine Linie überschritten. Wo verläuft die?** Der Rahmen jeder politischen Diskussion ist von vielem abhängig, zum Beispiel von den jeweiligen historischen Prägungen. Und die sind in Deutschland mit seiner NS-Vergangenheit nun einmal besondere. Deshalb wird man einen Aufruf unter der Überschrift „Boykotiert Israel“ hier anders bewerten müssen – die assoziative Nähe zur antisemitischen „Kauf nicht beim

Juden“-Kampagne der Nazis ist einfach nicht wegzudiskutieren. Dass es einen international akzeptierten Boykott von Waren aus den von Israel besetzten Gebieten gibt, der nicht antisemitisch motiviert ist, ändert daran nichts, sondern zeigt, dass die Komplexität der Situation sich einfachen Urteilen entzieht und viel Gespür und Abwägen verlangt. **In dem Beschluss der Linksfraction ist festgehalten, dass sich die Abgeordneten nicht an der so genannten Gaza-Flottille beteiligen.**

Es gibt Kriterien, hinter die Linke einfach nicht zurückfallen dürfen

Die war im vergangenen Jahr von der israelischen Marine aufgebracht worden. Es gab Tote – und in der Partei bis heute eine heftige Debatte darüber, ob die Teilnahme von Linkenpolitikern politisch vertretbar gewesen ist. War sie das?

Wenn die einseitige und undifferenzierte Parteinahme im Nahostkonflikt zu der Bereitschaft führt, mit Bündnispartnern zu kooperieren, die Israels Existenzrecht negieren oder antisemitische Propaganda betreiben, dann lässt sich das nicht damit entschuldigen, dass die israelische Politik ihrerseits völkerrechtswidrig agiert. Wenn reaktionäre Akteure durch Zusammenarbeit mit deutschen Linken aufgewertet werden, fehlt mehr als die hierzulande nötige historische Sensibilität. Man ist aber beispielsweise kein Antisemit, wenn man sich in die traurige Erkenntnis fügt, dass man bei Gesprächen über Lösungen im Nahostkonflikt auch die Hamas einbeziehen müssen.

Kann man überhaupt sagen: Ab hier oder hier ist Kritik an Israel antisemitisch?

Es gibt keine klare Grenze. Kritik an Israel wird hierzulande immer auch auf ideologische Zurückweisung stoßen. Dagegen muss man sich verwahren, den selbstverständlich ist es richtig, zum Beispiel die Besatzungspolitik abzulehnen. Aber nicht jeder Vorwurf, der gegen Israel-Kritik vorgebracht wird, ist deshalb haltlos. Es gibt Kriterien, hinter die linke Positionen einfach nicht zurückfallen dürfen: an Israel keine anderen Standards anzulegen als an andere Staaten; gegenüber Israel keine antisemitischen Stereotype zu verwenden, wie das immer wieder auch in der Linken vorkommt; Israel nicht mit dem Nationalsozialismus gleichzusetzen, nur weil man darin eine besonders scharfe rhetorische Waffe sieht; nicht „die Juden“ für das in Haftung zu nehmen, was die Regierung des Staates Israel tut; oder schlicht: sich um die israelische Bevölkerung und ihre legitimen Interessen nicht zu scheren. Genau das aber passiert immer wieder – nicht zuletzt in der Linken.

Die aktuelle Debatte ist von zwei Wissenschaftlern ausgelöst worden, die behaupten, antisemitische Akteure und israel-feindliche Stimmungen würden in der Partei immer dominanter.

Ihr Papier, das als Studie in den Medien herumgereicht wurde, erfüllt kaum die Kriterien für einen wissenschaftlichen Text. Es wird von einigen in der Tat sehr proble-



Peter Ullrich, Jahrgang 1976, ist Soziologe und Kulturwissenschaftler an der Universität Leipzig. Seit Längerem befasst er sich mit dem schwierigen Verhältnis der deutschen Linken zum Nahostkonflikt und den Grenzbereichen eines linken Antisemitismus. Zuletzt erschien von ihm *Die Linke, Israel und Palästina. Nahostdiskurse in Großbritannien und Deutschland*

matischen Beispielen auf die gesamte Linke geschlossen, ohne dass das belegt werden kann. Die gegenwärtige Diskussion in der Partei zeigt, dass man keineswegs von einem Konsens reden kann. Von einer drohenden antisemitischen Hegemonie schon gar nicht. **In der Linken wird von einer notwendigen Klarstellung gesprochen. Was ist jetzt klarer?** Eigentlich nichts. Die Beschlüsse von Parteispitze und Fraktion sind bürokratische Lösungsversuche eines Streits – Reflexion und Auseinandersetzung ersetzen sie nicht. Und die Hoffnung, die öffentliche Kritik mit Selbstverständlichem zu beruhigen, ist auch nicht aufgegangen.

Das Thema bewegt die Linken seit Jahrzehnten. Meist hat es zu quälenden, spaltenden Konflikten geführt. Warum kommt die Linke in der Debatte nicht voran? Sie tut es, aber eben langsam und eher unbemerkt. All die Diskussionen, die zum Teil bis in die siebziger Jahre zurückreichen, haben bei vielen zu einem sensiblen Umgang mit dem Nahost-Thema geführt, abseits des Bekenntniszwangs und der totalen Identifizierung. Es gibt auch ein selbstkritisches Verhältnis zur linken Neigung, sich vorrangig an Israel oder den Palästinensern abzuarbeiten, als ob alle Probleme hier ihren Schnittpunkt hätten.

Warum dann dieser Streit in der Linkspartei? Weil der Konflikt, angeheizt von den großen Medien, von Lautsprechern an beiden Enden des Meinungsspektrums, auf eine Weise geführt wird, bei der die jeweils andere Seite schon gleich die Scheuklappen herunterlässt. Und wenn der Streit dann noch von Fragen wie der über mögliche Regierungsbeteiligung der Linken überlagert wird, ist jede vernünftige Debatte total blockiert.

Das Gespräch führte **Tom Strohschneider**

Schlechte Scheine

Asylpolitik In Brandenburg müssen Flüchtlinge teils von Wertmarken leben. Selbstbestimmter Einkauf ist so nicht möglich. Nun protestieren die Betroffenen

■ Johanna Treblin

A Vor dem Bahnhof stehen zwei Frauen mit einem Megafon. „Wir wollen keine Gutscheine mehr“, ruft Maria*. „Selbstbestimmter Einkauf geht nur mit Geld!“ Die schwangere Frau wohnt im Flüchtlingsheim von Hennigsdorf, einem brandenburgischen Ort nahe Berlin. Auch andere Heimbewohner, vor allem Schwangere und Mütter mit Kindern, haben sich auf dem Platz versammelt. Zurückgezogen im Häuserschatten stehen Beamte in schwerer Montur. Auch auf dem S-Bahnsteig wartet Polizei. Rund 100 Menschen haben sich in der Nachmittagssonne im Halbkreis um die beiden Frauen gruppiert.

Der Grund für den Protest der Flüchtlinge aus dem Hennigsdorfer Heim jeden ersten Mittwoch im Monat. Dann verteilen Mitarbeiter des Sozialamts 40 Euro und 90 Cent in bar sowie 160 Euro in Gutscheinen an die Heimbewohner. Die Leistungen liegen damit 30 Prozent unter dem Satz für Langzeiterwerbslose. Die Gutscheine sind auf ein paar Geschäfte beschränkt. Sie gelten weder in allen Supermärkten und Drogerien noch in Apotheken. Will man ein

Brot kaufen und zahlt mit einem Wertzettel in Höhe von fünf Euro, bekommt man den Restbetrag nicht voll ausgezahlt – generell werden nur zehn Prozent des Einkaufswerts als Rückgeld herausgegeben, das übrige Geld verfällt.

Keine Pampers, kein Spaß

„Mit Gutscheinen bekommen wir keine Pampers und keinen Kinderwagen“, sagt Maria auf dem Bahnhofsvorplatz. Die Bons sind nur sechs Wochen ab Ausgabe gültig, Sparen für eine größere Anschaffung wie einen Kinderwagen ist undenkbar. Nicht einmal Fahrkarten für Busse und Bahnen bekommt man dafür. Wird Maria vom Sozialamt ins 20 Kilometer entfernte Oranienburg bestellt, geht das wenige Bargeld drauf. Auch Eintrittskarten für Theater, Kino oder Museen sind nicht vorgesehen. „Spaß“, sagt Maria, „ist verboten.“

1993 wurde das so genannte Sachleistungsprinzip bundesweit eingeführt. Zunächst bekamen die Flüchtlinge tatsächlich vielerorts Essen in eigens dafür vorgesehenen Kantinen. Doch mit der Zeit wurden die meisten Sachleistungen durch die ebenfalls erlaubten Gutscheine ersetzt. Weil aber der Verwaltungsaufwand sehr hoch ist, gehören

die Wertmarken in vielen Teilen Deutschlands inzwischen auch schon der Vergangenheit an. Richtiges Geld ist für die Behörden viel billiger, ob die Flüchtlinge in bar ausbezahlt werden, entscheiden weder Bund noch Land, sondern jeder Landkreis für sich.

„Jeder Gang zum Supermarkt wird zum Kraftakt“, sagt Maria. „Wir schämen uns, auf Sozialleistungen angewiesen zu sein und dies auch noch zeigen zu müssen.“ Eigenes Geld erwirtschaften können die Flüchtlinge auch nicht: Während sie darauf warten, dass über ihren Asylantrag entschieden wird, dürfen sie nicht arbeiten.

Zwölf der 18 Landkreise Brandenburgs haben mittlerweile auf die Auszahlung von Geld umgestellt. „Wir haben kein Problem mit Barauszahlungen, aber wir können die Landkreise nicht anweisen, die Praxis zu ändern“, sagt Florian Engels vom Brandenburger Sozialministerium. Der Kreis Oberhavel, in dem Marias Flüchtlingsheim liegt, müsse selbst abwägen. Für die rot-rote Landesregierung sei die Ausgabe von Gutscheinen ein wichtiges Thema – bisher sei man aber mit einem Vorstoß auf Bundesebene nicht weit gekommen.

Nach Angaben des Flüchtlingsrats Berlin und des Bundessozialministeriums haben

auch in Sachsen die Landkreise bisher einheitlich entschieden: Elf von 13 Kreisen gewähren Geldleistungen, in Thüringen sind es vier von 24 Kreisen. In Hamburg, Berlin, Bremen, Hessen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern werden gar keine Gutscheine mehr ausgeteilt, in seltenen Fällen jedoch Sachleistungen. In Schleswig-Holstein, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz vergeben fast alle Landkreise Bargeld. Restriktiver sieht es in den übrigen Bundesländern aus: Niedersachsen gewährt fast flächendeckend Gutscheine, ansonsten Sachleistungen. Im Saarland gibt es teilweise Essenspakete, teilweise Bargeld, in Baden-Württemberg eine Mischung aus allen drei Möglichkeiten. Einzig in Bayern bekommen die Flüchtlinge noch immer fast ausschließlich Sachleistungen.

Auch die UNO ist besorgt

Vor zwei Wochen haben Maria und die anderen Frauen aus dem Hennigsdorfer Lager die Annahme der Gutscheine verweigert. Mitarbeiter des Sozialamtes starteten zwei Tage später einen neuen Versuch: Schwangeren und Müttern wurden erneut Wertmarken über 20 Euro angeboten, mit de-

nen sich die Flüchtlinge über das Wochenende mit Nahrungsmitteln versorgen sollten. Die Frauen lehnten ab.

Nach der Demonstration auf dem Bahnhofsvorplatz und einer Kundgebung vor dem Sozialamt in Oranienburg gibt es vage Hoffnung für die Flüchtlinge: Die Behörde zeigte Verständnis und versprach, die Proteste ernst zu nehmen. „Für uns ist das noch nicht befriedigend“, findet dagegen Jan Fließbach von der Hilfsorganisation *United against Racism and Isolation*.

Gerade erst hat der UN-Sozialausschuss „mit tiefer Besorgnis Kenntnis von der Situation der Asylsuchenden“ in Deutschland erhalten. Die Zahl der Kritiker wächst, meint der Flüchtlingsaktivist Wondu Wolka Wogasso – und besser vernetzen wolle man sich auch, weshalb am vergangenen Wochenende in Berlin zu einer Konferenz gerufen wurde. Die Aktion der Brandenburger Flüchtlinge fand dort Unterstützung. „Wir wollen den Streik fortführen“, sagt Maria aus Hennigsdorf.

* Die Namen der Betroffenen sind geändert

Johanna Treblin lebt als freie Autorin in Berlin und ist Redakteurin von klimaretter.info

Blinde Flecken des Ausstiegs

Atompolitik Wende? Deutschland reichert weiter Uran an, fördert die Nuklearforschung und finanziert AKW-Bauten im Ausland

■ Felix Werdermann

Die Kanzlerin will bis 2022 raus, die Grünen bis 2017, Greenpeace sogar schon 2015: Die Atomdebatte ist von Jahreszahlen dominiert. Mit ihrer Hilfe lassen sich Positionen von Parteien und Verbänden leicht vergleichen, sie suggerieren Objektivität, jeder kann etwas mit ihnen anfangen. Das ist anders, wenn es um Urananreicherung, Euratom oder Hermesbürgschaften geht. Dabei zeigen gerade diese drei Beispiele, dass es mit dem angekündigten Umdenken nach Fukushima nicht weit her ist.

Im Iran ist sie gefährlich, in Deutschland angeblich unproblematisch: die Anreicherung des Atombrennstoffs Uran. Vor wenigen Jahren hat die internationale Gemeinschaft darüber gerätselt, ob der Iran heimlich eine Urananreicherungsanlage betreibt und allein der Verdacht wurde beinahe zum Kriegsvorwand. An der deutschen Anlage im westfälischen Gronau stört sich fast niemand.

Natur-Uran besteht aus verschiedenen Isotopen. Damit es im Reaktor zur Kettenreaktion kommen kann, muss der Anteil des Uran-Isotops 235 von etwa 0,7 auf mindestens 3 Prozent erhöht werden. In Gronau werden dazu Zentrifugen verwendet. Technisch möglich ist es mit diesen aber auch, hier das Uran auf über 90 Prozent anzureichern – es könnte dann für Atomwaffen verwendet werden. Das ist zwar verboten, Kritiker schätzen aber, dass binnen zwei bis drei Wochen waffenfähiges Uran produziert werden kann.

Betrieben wird die Gronauer Anlage von der Firma Urenco, je ein Sechstel der Anteile halten die deutschen Energiekonzerne RWE und Eon. Andere Urenco-Anlagen stehen in Großbritannien, den Niederlanden und den USA. Nach eigenen Angaben bedient das Unternehmen rund ein Viertel des Weltmarkts. Auch Tepco gehörte zu den Abnehmern.

Nach Fukushima geht das Geschäft unbeeinträchtigt weiter – auch in Deutschland. Vom

Atomausstieg sei man nicht betroffen, erklärt ein Firmensprecher. Stattdessen wird die Anlage in Gronau sogar ausgebaut: Bis Ende des Jahres soll sie 4.500 Tonnen Urantrennarbeit leisten können – das bedeutet, dass etwa 30 Atomkraftwerke versorgt werden können. Bereits jetzt liegt der Wert bei 3.600 Tonnen, es wird also schon weit mehr angereichert als für die deutschen Meiler nötig wäre. In Zukunft könnte es sein, dass hierzulande zwar kein Atomkraftwerk mehr betrieben wird, in Deutschland angereichertes Uran aber weiterhin in alle Welt exportiert wird.

Zu verdanken ist das auch der ehemaligen rot-grünen Koalition von Nordrhein-Westfalen, die 2005 den Ausbau der Gronauer Anlage genehmigte. Zwischenzeitlich regierten Union und FDP, die neue rot-grüne Regierung will nun prüfen, inwieweit Genehmigungen „zurückgenommen oder eingeschränkt werden können“, so steht es im Koalitionsvertrag. Bis heute werde geprüft, sagt eine Sprecherin des zuständigen Wirtschaftsministeriums. Für die Atomkraftgegner vor Ort ist jedoch klar: Die Landesregierung könnte die Anlage stilllegen – unabhängig von der Bundesregierung, die zum Thema lieber schweigt.

Über 300 Millionen Euro zahlt Deutschland in diesem Jahr an die Europäische Atomgemeinschaft (Euratom), hat der Wissenschaftliche Dienst des Bundestags im Auftrag der Linksfraktion errechnet. Mit Euratom-Geldern werden Nuklearforscher gefördert und Atomprojekte mit Millionen-krediten abgesichert. Weil die Mittel aus

Euratom: ein Relikt aus längst vergangenen Zeiten der nuklearen Euphorie

dem allgemeinen EU-Haushalt kommen, wird sich daran auch nichts ändern, wenn keine deutschen Atomkraftwerke mehr laufen. Bereits heute zahlen auch die atomkraftfreien EU-Staaten für Euratom.

Und das nicht zu knapp: In den Jahren 2007 bis 2011 wird für die Atomforschung 2,75 Milliarden Euro ausgegeben, in den nächsten beiden Jahren sollen noch einmal 2,5 Milliarden hinzukommen. Der Großteil wird jedoch für die Kernfusionsforschung aufgewendet, obwohl nicht absehbar ist, ob und wann diese Art der Energiegewinnung wirtschaftlich sein wird. Daneben werden auch Euratom-Kredite ausgereicht – zuletzt gab es 2004 für den rumänischen Reaktor Cernavoda 2 ein Darlehen über 223,5 Millionen Euro. Weil Banken oft das finanzielle Risiko bei AKW-Projekten scheuen, könnte Euratom gerade für neue Atomkraftwerke in Osteuropa interessant sein.

Dabei ist die Atomgemeinschaft eigentlich ein Relikt aus einer Zeit, in der Kernenergie noch als Zukunftstechnologie galt: 1957 wurde sie ins Leben gerufen – im „Bewusstsein, dass die Kernenergie eine unentbehrliche Hilfsquelle für die Entwicklung und Belebung der Wirtschaft und für den friedlichen Fortschritt darstellt“, wie es im Gründungsvertrag heißt. Ähnlich wie bei der Montanunion sollten rüstungsrelevante Güter unter gemeinsame Kontrolle gebracht und so militärischer Missbrauch verhindert werden. Außerdem brauchte die Atomkraft Millionensubventionen, die einzelne Staaten schwer oder gar nicht aufbringen konnten.

Die Atomeuphorie ist gewichen, Euratom nicht. Der Vertrag wurde kaum geändert, jedes neue EU-Mitglied tritt automatisch bei. Grüne und Linke fordern die Auflösung oder zumindest einen Ausstieg Deutschlands aus dem Vertrag. Umstritten ist, ob das rechtlich möglich wäre. Bislang hat die Bundesregierung aber auch noch keine Anstrengungen dazu unternommen.

Das Ende der Atomkraft könnte den Steuerzahler teuer zu stehen kommen – zumindest wenn der Atomausstieg in Brasilien stattfindet. Denn Deutschland möchte den Weiterbau des dortigen Reaktors Angra 3 mit einer Hermesbürgschaft in Höhe von rund 1,3 Milliarden Euro absichern. Atomexporte mit staatlichem Schirm – seit Schwarz-Gelb ist das wieder möglich.

Nun macht sich das der Atomkonzern Areva NP zu Nutze. Das brasilianische AKW Angra 3 soll weitergebaut werden, die Bundesregierung hat bereits eine Grundsatzsage für eine Bürgschaft gegeben. Gebaut wurde zwischen 1985 und 1987, dann ruhten die Arbeiten – nun soll es weitergehen.

Deutschland vergibt seit langem so genannte Hermesbürgschaften um Investitionen in Schwellenländern finanziell abzusichern. Rot-Grün hatte Atomexporte von den staatlichen Zahlungsgarantien ausgeschlossen, Union und FDP nahmen die Regelung zurück. Dann kam Fukushima und die Koalition ins Wanken. Die Opposition beantragte im Haushaltsausschuss des Bundestags eine Rücknahme der Grundsatzsage für Angra 3 und das Verbot, mit Hermesbürgschaften Atomexporte abzusi-

chern. Der Antrag wurde abgelehnt, die Bürgschaft für das brasilianische AKW könnte aber dennoch kippen. Für den Antragssteller ergebe sich „ein Anspruch auf endgültige Indeckungnahme des Geschäfts bei unveränderter Sach- und Rechtslage“, schreibt das Wirtschaftsministerium in einem internen Vermerk. Das heißt aber auch: Ändert sich die Sachlage – zum Beispiel durch Fukushima – wäre Deutschland nicht mehr an die Zusage gebunden.

Derzeit ist allerdings unklar, ob die Bundesregierung an der Bürgschaft nicht doch festhalten möchte. In einer Antwort auf eine Linken-Anfrage hieß es im April, man habe „die Ereignisse in Japan zum Anlass genommen, bei der brasilianischen Regierung nachzuzufragen, ob und inwieweit sich Auswirkungen auf die weiteren Verfahren und die anzuwendenden Standards beim Kernkraftwerk Angra 3 ergeben“. Über das weitere Vorgehen werde man „im Lichte der Entwicklungen und entsprechend der rechtlichen Rahmenbedingungen entscheiden“. Die Kampagnen-Organisation Campaign hofft jedenfalls, die Entscheidung beeinflussen zu können und sammelt Unterschriften für den Stopp von Bürgschaften.

Urananreicherung, Euratom, Hermesbürgschaften – und dazu ein Atomausstieg bis 2022. „Die schwarz-gelbe Atompolitik ist verlogen und schizophren“, findet der Grüne Sven-Christian Kindler. Doch möglicherweise wollen die Grünen im Bundestag den Merkelschen Ausstieg mittragen, darüber soll nun ein Parteitag entscheiden.

Wäre jetzt nicht die Zeit, mit Schwarz-Gelb das Abschalten der Reaktoren zu beschließen und sich dann auf Probleme wie den Atomexport zu konzentrieren? Solch eine Position wäre kurzsichtig, denn die scheinbaren „Randprobleme“ der Atompolitik lassen sich nur bei entsprechendem Druck der Bevölkerung lösen. Eine rot-grüne Regierung reicht dafür nicht aus, wie Anreicherungsanlage und Euratom-Vertrag zeigen. Gibt es jetzt den großen Parteien-Atomkonsens, verschwindet die Atompolitik aus der Diskussion – und mit ihr all die Probleme, die es jetzt bereits schwer genug haben, ihre verdiente Aufmerksamkeit zu erhalten.

Die deutsche Urananreicherungsanlage in Gronau reicht bald für 30 AKW

Seit Schwarz-Gelb wieder möglich: Staatsbürgschaften für Atomexporte

Die gegebenen Bedingungen

Bündnis Der DGB will nicht länger mit den Arbeitgebern für eine gesetzliche Tarifeinheit werben – es ist ein Sieg der Gewerkschaftsbasis



Lacht hier noch: Gewerkschafter Sommer neben Arbeitgeber Hundt

■ Vincent Körner

Drei Monate kämpften die Beschäftigten des Betonwerks Westerwelle um einen Betriebsrat – nach 14 Wochen Streik lenkte die Firma ein. Der Herforder Arbeitskampf war einer der längsten des vergangenen Jahres, das in Sachen Streiks zu den eher ruhigen gehörte.

Nach offiziellen Zahlen legten 2010 in Deutschland knapp 13.000 Beschäftigte die Arbeit nieder, ein Jahr zuvor waren es noch mehr als doppelt so viele. Heiner Dribbusch von der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung hat zwar weit mehr Ausstände ge-

sah bereits „eine Vervielfachung kollektiver Konflikte“ auf Deutschland zukommen. Schon länger verhandeln kampfstärke Spartengewerkschaften wie die der Lokführer oder die Piloten-Vereinigung Cockpit für exponierte Beschäftigtengruppen bessere Tarife. Das sieht man auch beim DGB skeptisch – einerseits wegen der organisationspolitischen Konkurrenz, andererseits aus Sorge um die Solidarität. Viele deuten es auch als ein Zeichen der Schwäche, als der Dachverband kurz vor dem Urteil eine gemeinsame Initiative mit dem BDA vorstellte. Beide Verbände forderten darin einträchtig, die Tarifeinheit gesetzlich festzuschreiben. Doch man hatte nicht mit der Gewerkschaftsbasis gerechnet.

Ausschluss vom Streikrecht

Vor ein paar Tagen legte der DGB-Vorstand mit einem der kürzesten Beschlüsse in seiner Geschichte die gemeinsame Initiative nun auf Eis: Das Ziel der Tarifeinheit bleibe zwar richtig, „der DGB sieht allerdings unter den gegebenen Bedingungen keine Möglichkeit“, die Initiative weiterzuerfolgen. Unter die „gegebenen Bedingungen“ fällt zuallererst das Nein der Verdi-Basis. Die Kollegen zürnten mit guten Argumenten: Die gesetzliche Verankerung der Tarifeinheit stößt auf erhebliche verfassungsrechtliche Probleme. Der Arbeitsrechtler Wolfgang Däubler kam in einem Gutachten zu dem Schluss, die von DGB und BDA „vorgeschlagene Regelung schließt die Minderheitsgewerkschaften faktisch vom Abschluss von Tarifverträgen und vom darauf bezogenen Streikrecht aus“. Zudem drohten „zahlreiche Rechtsunsicherheiten“, und gegen internationale Normen würde ein solches Gesetz ebenfalls verstoßen.

Ende Mai hat der Verdi-Gewerkschaftsrat sein Ja zur DGB-BDA-Initiative wieder zurückgenommen. Im Vorfeld des Bundes-

kongresses war klar geworden, dass eine Mehrheit der Delegierten jede gesetzliche Regelung der Friedenspflicht ablehnen würde. Der DGB musste nachziehen.

Der Streit um die Tarifeinheit wogt indes nicht nur im Gewerkschaftslager. Auch die Bundesregierung ist uneins: Seit Monaten kündigt sie an, einen Gesetzentwurf vorzulegen. Ende März erhielt die Kanzlerin Post von wichtigen Wirtschaftsverbänden, darin ein Appell: „Wir können nicht abwarten bis eine zunehmende Zahl von Spartenorganisationen unsere Tarifordnung zerlegt.“ Geschehen ist jedoch nichts: Weder hat sich vor den Werkstören revolutionäre Unruhe breit gemacht noch „lieferte“ die Koalition. Vor allem die FDP sperrt sich gegen eine Regelung. Das dürfte sich auch unter dem neuen Wirtschaftsminister Philipp Rösler nicht ändern.

Nach dem Ausstieg des DGB aus der Initiative verbreitet der BDA weiter Panikstimmung. Hauptgeschäftsführer Reinhard Göhner warnte vorige Woche erneut vor

einem „Dominoeffekt“ und der Zersplitterung der Tariflandschaft. Schon zuvor hatte Hundt den aktuellen Streik der Lokführer bei den Privatbahnen als Missbrauch des Streikrechts bezeichnet, mit dem eine Minderheit versuche, „egoistische Einzelinteressen durchzusetzen“. Man hat von BDA-Seite solche Kritik freilich nie gehört, wenn Unternehmen Dumping-Tarife mit von ihnen unterstützten Scheingewerkschaften abgeschlossen oder wenn Betriebe von ihren Verbänden aus der Tarifbindung gelockt wurden.

Die Mehrheit der Deutschen übrigens lehnt ein Gesetz zur Tarifeinheit ab, 56 Prozent befürworteten in einer Umfrage, dass in einem Betrieb für unterschiedliche Berufsgruppen auch verschiedene Tarifverträge gelten. Und drei Viertel der Befragten sind dafür, dass die Mitglieder einzelner Berufsgruppen dafür auch streiken dürfen.

Vincent Körner ist freier Autor in Berlin

ANZEIGE

Das Nachrichtenmagazin

aktuelle Ausgabe am Kiosk!

www.hintergrund.de



Wohl bekomm's Der Ehec-Schock zeigt: Auch auf Bio ist kein Verlass. Die Ernährung muss weg vom Fließband

Der entmündigte Esser

Lebensmittel Nach dem Skandal ist vor dem Skandal – kaum ein Politiker hat daran etwas geändert. Die Hoffnung: Der Verbraucher passt schon auf sich selbst auf. Das Problem: Das ist oft nicht möglich

■ **Kathrin Zinkant**

Menschenfleisch“, ruft der Angeschossene, was er aus der Menge getrunen wird. Der verletzte Thron, gespielt von Charlton Heston, hat herausgefunden, dass die einzig verbliebene Nahrung der überbordenden und hungrierenden Erdbevölkerung – das angeblich aus Soja (Soy) und Linsen (Lentils) gefertigte „Soylent“ – in der besonders begehrten grünen Variante „Soylent Green“ aus den Überresten von Verstorbenen gepresst wird. Eine Erkenntnis, die den Gejagten bis ins Mark erschüttert. Er glaubt deshalb, dass die Wahrheit selbst in der von Moral und Ethik weitgehend bereinigten Welt des Jahres 2022 noch einen Kunden Punkt treffen muss. Er fleht, seine Entdeckung möge dem Informationszentrum übermittelt werden. Alle sollen es erfahren, auf dass sie sich wehren gegen das Unerträgliche – das doch unerträglich sein muss, sobald es Gewissheit wird.

Mal davon abgesehen, dass das Ende der Geschichte offen bleibt, muss, fast 40 Jahre nachdem Richard Fleischers Oco-Dystopie *Soylent Green* in die Kinos kam, jeder Vergleich mit diesem düsteren Szenario absurd erscheinen. Wir leben in einer Welt, in der die Industrienationen keinen Mangel an Lebensmitteln erleiden, in der der Verzehr selbst von tierischem Fleisch ethisch umstritten ist und in der fische Gemüse zu Cent-Beträgen in den Discountern erhältlich ist. Die Ressource Nahrung ist global zwar heillos ungerecht verteilt, aber sie wird so rasch nicht versiegen. Menschenfleisch? Niemand muss an so etwas überhaupt nur denken.

Was man nicht mehr essen kann ...

Und trotzdem hat zuletzt ein Bakterium das ungute Gefühl befördert, dass in dieser satten Realität doch indirekt auf Kosten von Menschenleben gerechnet wird: „Verheerend“ nannte etwa der Vorstandsleiter des Bauernverbandes, Gerd Sonnleitner, die jüngsten Warnungen vor drei potenziell lebensbedrohlich verkeimten Gemüsesorten, die belgische Agrarministerin, Sabine Laruelle, kritisierte die Veröffentlichung von Verdachtsanzeigen durch die deutschen Seuchenbeauftragten und die Bundesregierung gar als „leichtfertig“.

Was impliziert, dass man zugunsten eines profitorientierten Produktionssystems den Verdacht besser für sich behalten und das gesundheitliche Risiko für eine unbekannte Zahl von Menschen hätte innehalten sollen – obwohl bereits 36 Betroffene des Ehec-Ausbruchs ihr Leben gelassen ha-

Lebensmittelskandale: eine Chronik

1987

Nematoden

Ein unappetitliches Problem der Lebensmittelindustrie sind Fadenwürmer in Meeressischen, so genannte Nematoden. Die Parasiten sind meist zwischen 1 bis 2,5 Zentimeter lang und kommen vor allem in der Nähe der Innereien der Tiere vor. Werden die Fische nicht gleich nach dem Fang ausgenommen, können die Fadenwürmer ins Muskelfleisch wandern und werden so später mitverzehrt. In seltenen Fällen können Nematoden Entzündungen im Dünndarm und Magen verursachen, bei Menschen mit schwerem Leberschaden können sie sogar zum Tod führen. Nach einem Skandal 1987 wurde in Deutschland der Verkauf von Nematoden befallenen Fisch verboten.

2001

Rinderwahn

Der BSE-Skandal ist in Deutschland bereits mehr als zehn Jahre her, doch Fälle der Rinderseuche treten in



Kühe vor der Schlachtung

Großbritannien bis heute auf. Zwei Jahre nachdem die Rinderseuche in Großbritannien erstmals beobachtet wurde, verbietet die dortige Regierung im Juli 1988 das Verfüllen von Tiermehl aus Wiederkäuern an Rinder. Der Grund: Ausbrüche von BSE können darauf zurück geführt werden, dass Rinder Gehirn- und Rückenmark von

geschlachteten Rindern und Schafen gegessenen hatten. Im Jahr 2000 wird der erste BSE-Fall in Deutschland offiziell bestätigt. Das Verfüllen von Tiermehl wird allerdings erst nach dem Ausbruch des Skandals im November 2001 unter der rot-grünen Bundesregierung verboten.

Bereits in den Jahren vor BSE war die neurodegenerative Krankheit Scrapie bei Schafen aufgetreten. Scrapie hat wie BSE seine Ursache in falsch gefalteten Proteinen, sogenannten Prionen. Durch die Verarbeitung zu Tiermehl wurden die Prionen, die das Gehirn schwammartig zerstören, von Tier zu Tier übertragen. Nach dem Tiermehlverbot gingen die Fälle von BSE in England sukzessive zurück. Dennoch wurden zwischen 1996 und 2002 aus Großbritannien 129 Fälle der neuen Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit (vCJD) gemeldet. Die Krankheit ist ebenfalls auf Prionen zurückzuführen, befällt aber nur den Menschen. Inzwischen gilt der Zusammenhang zwischen BSE und der

neuen Form von Creutzfeldt-Jakob als gesichert. Aus Deutschland ist aber bis heute kein Fall von vCJD bekannt. Wie die Rinder bei BSE leiden an Creutzfeldt-Jakob erkrankte Menschen unter Muskelzuckungen oder Wahrnehmungsstörungen und versterben nach meist wenigen Monaten.

2002

Hormone
In Deutschland ging 2002 ein großer Hormon-Skandal durch die Presse. 7.000 Schweine, deren Futtermittel das synthetische Sexualhormon Medroxy-Progesteron-Acetat (MPA) beigemischt war, wurden damals aus den Niederlanden nach Deutschland importiert. Die im Schweinefleisch festgestellten Hormon-Rückstände ließen sich zu einem irischen Pharmahersteller zurückverfolgen, der für gewöhnlich Anti-Baby-Pillen herstellt, in der das Hormon verwendet wird. Das Unternehmen hatte Hormon-Abfälle falsch deklariert und sie als „Zuckerwasser“ für die Tiermast

verkauft. Die Hormonabgabe war aufgefallen, nachdem Säuen in einem Mastbetrieb nicht mehr fruchtig werden konnten. In Deutschland ist die Verwendung von Wachstumshormonen verboten, jedoch werden diese außerhalb Europas auch heute noch oft zur Verkürzung der Mastdauer benutzt. Schon in den Jahren 1980 und 1988 gab es in Deutschland Skandale wegen des wachstumsfördernden Sexualhormons Östrogen in Kalbfleisch. Bei Kontrollen sind Hormonrückstände oft nur schwer aufspürbar.

Delikaterweise hob die deutsche Bundesregierung 2009 aufgrund von Wettbewerbsnachteilen gegenüber europäischen Konkurrenten, das nach dem BSE-Skandal verhängte Verbot der Verfütterung von tierischen Fetten an Schweine und Hühner wieder auf. Ob dadurch Gefahren entstehen, wie durch die Prionenkrankheit BSE und Creutzfeldt-Jakob, konnte wissenschaftlich bislang nicht nachgewiesen werden.

2003

Influenza A/H5N1, mit dieser wissenschaftlichen Bezeichnung ist die weltweite Ausbreitung der Vogelgrippe verbunden. Der genaue Ursprung der Seuche ist bis heute unbekannt, jedoch ist ihre massive Ausbreitung eng mit der Massentierhaltung Südasiens



Verdächtige Ente

verbunden. Dort lebte oft Milliarden von Hühnern auf engstem Raum zusammengepfercht unter katastrophalen hygienischen Bedingungen. Für die Ausbreitung von Keimen und Bakterien sind das optimale Bedingungen. Hinzu kommt, dass in den Geflügelzuchten Menschen ständig Kontakt zu den Tieren haben und dadurch der Übergang von mutierten Tierkeimen auf den Menschen – sowie anders herum – erleichtert wird. 2003 wurde ein durch H5N1 verursachter menschlicher Todesfall aus Hongkong gemeldet. In den Monaten und Jahren danach breitete sich der Virus in ganz Südostasien, Teilen des Mittleren Ostens und der Türkei aus.

Seit dem ersten Ausbruch der Vogelgrippe und heute sind laut WHO 326 Menschen an dem Virus verstorben und mehr als 550 erkrankt. Zum Vergleich: eine gewöhnliche Grippe fordert in Deutschland jedes Jahr zwischen 5.000 bis 15.000 Tote. Experten schätzen das derzeitige Risiko für den Menschen denn auch

als „äußerst gering“ ein. Ungefährlich ist die Vogelgrippe deswegen aber nicht. Es besteht ständig die Gefahr, dass das Virus in einem Zwischenwirt mutiert und sich dadurch an Säugetiere – wie den Menschen – anpasst. Die WHO warnt bis heute, dass eine solche Mutation jederzeit eine weltweite Pandemie auslösen kann – mit für den Menschen kaum absehbaren Folgen.

2011

Dioxin
Ob Eier, Schweinefleisch, Hühnchen, Fisch oder Milch, in all diesen Produkten kommt Dioxin immer wieder in Konzentrationen weit oberhalb der zugelassenen Grenzwerte vor. In Europa vergeht seit Anfang des Jahrtausends kein Jahr, ohne dass es in einem Land zu einem Dioxin-Skandal kommt. Erst im Januar 2011 wurde ein Dioxin-Fall in Niedersachsen aufgedeckt. Der Futtermittelproduzent Harles&Jetzsch hatte Fettsäuren aus der Biodieselproduktion für die Futtermittelherstellung benutzt und



Tierfutterzusätze

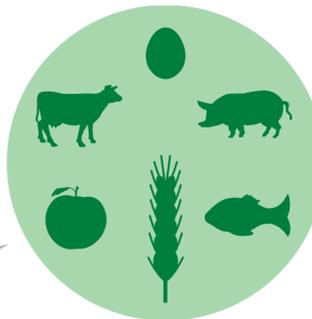
knapp 2.500 Tonnen mit Dioxin belastetes Futter an über 4.300 Betriebe ausgeliefert. Dioxine sind für den Menschen gefährlich, da sie langlebig, hoch giftig und laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) krebsregend sind. Traurige Berühmtheit erlangte Dioxin durch einen Chemieunfall nahe der italienischen

Stadt Seveso im Jahre 1976. Damals traten drei Kilogramm Dioxin aus und versuchten mehr Tausend Einwohner. Als eine Ursache für die wiederkehrenden Dioxinskandale werden von Verbänden und Verbraucherschützern die zu geringe Zahl der Lebensmittelkontrollen genannt. In Deutschland sind 2.500 amtliche Kontrollen für mehr als eine Million Agrarbetriebe zuständig. 2008 konnten daher weniger als die Hälfte aller Betriebe kontrolliert werden.

Laut Aussage der Berufsvereinigung der Lebensmittelkontrolleure, seien in der Vergangenheit Kontrollen nur nach großen Skandalen und dann auch nur vorübergehend eingestellt worden. Desweiteren fordern Verbraucherschützer seit einigen Jahren verpflichtende Dioxin-Test für jede Futtermittelzut. Laut Foodwatch, stelle aber „die Bundesregierung die Interessen der Wirtschaft über die der Verbraucher“, so lange sie sich der Einführung eines solchen Tests verweigert.

Michael Greiner

ILLUSTRATION: DIE MÄNTZACHE FÜR DIE FREITAG; FOTOS: GETTY IMAGES, PRIVAT (RECHTS)



Der Nahrungskreislauf

Anbau
Deutsche Agrarbetriebe bauen vor allem Getreide, Mais, Raps und Zuckerrüben an. Hinzu kommt die Viehhaltung. Deutschland ist der viertgrößte Fleischproduzent der Welt. Dennoch importiert das Land mehr Lebensmittel, als es ausführt.

Verarbeitung
Noch ist die Lebensmittelindustrie in Deutschland mittelständisch geprägt. Die zehn erfolgreichsten Unternehmen vereinen weniger als 15 Prozent des Branchenumsatzes auf sich. Insbesondere in den Bereichen Fleisch und Backwaren kam es jedoch zuletzt zu zahlreichen Fusionen.

Handel
Obwohl ein deutscher Landwirt Nahrungsmittel für etwa 150 Menschen erzeugt, haben Land-, Forstwirtschaft und Fischerei nur einen Anteil von circa 1 Prozent der Bruttowertschöpfung. Die Wertschöpfungskette wird von den Entscheidungen weniger Einzelhandels-Ketten beherrscht.

Verbrauch
Lebensmittelskandale haben die Konsumenten zuletzt sensibilisiert. Doch wie der Fall Ehec zeigt, hat selbst der Bio-Boom der vergangenen Jahre das System der Nahrungsmittelproduktion nicht unbedingt sicher gemacht.

Entsorgung
Aufgrund des hohen Nährstoffgehalts wird Klärschlamm auch als Dünger verwendet. In Deutschland ist das aber nur auf Ackerflächen, nicht im Obst- und Gemüseanbau erlaubt.



Keimschleuder Agrarfabrik

Alternativen Deutschland lerne sich auch ohne Großanlagen ernähren, sagt Landwirtschaftsexperte Götz Schmidt

Der Freitag: Was müsste sich in der Nahrungsmittelproduktion verändern, damit die Kette von Lebensmittelskandalen endlich abreißt?

Götz Schmidt: Das dringlichste ist die Abschaffung der agrarindustriellen Tierhaltung. In den vergangenen 40 Jahren hat sich ein Lebensmittelaufsicht zur Dopingkontrolle. **Liebe sich mit deindustrialsierter Landwirtschaft Deutschland überhaupt ernähren?**

Wenn damit das regionale Produktionspotenzial gemeint ist, dann ist das sicher möglich. Die Probleme regionaler Versorgung liegen woanders. Da ist zum einen das von der Saison unabhängige Sortieren, das die Biöladen der achtziger Jahre mussten erleben, dass ihre Kundschaft zur konventionellen Konkurrenz überließ, wenn es im Winter nur noch Kartoffeln, Möhren und Kohl gab. Die Biöladen machten die Erfahrung, dass Kunden keine Sympathisanten sind, sondern Kunden. Wenn die Biöladen überleben, dann mussten sie ihr Sortiment ausdehnen. Wir sehen heute, wo das enden kann: bei Biogurken aus dem „Plastikmeer“ des spanischen Almerias und Bioäpfeln aus Argentinien. Hinter diesem Problem verbirgt sich das nächste: Regionale Erzeuger können



Götz Schmidt, Jahrgang 1941, ist Mitautor des Buchs *Agrarwende oder die Zukunft unserer Ernährung und einer der Begründer der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft*, in der sich mittlere und kleinere Betriebe jenseits des Bauernverbands organisieren

Was wäre der nächste politische Schritt hin zur Agrarwende? Es wäre ein Anfang, wenn der Staat auf der konsequenten Anwendung selbstverständlicher Regeln bestünde. Der Brandschutz fordert etwa, dass Menschen und Tiere bei einem Stallbrand getrennet werden können. Industrielle Großmastanlagen missachten dies und riskieren, dass die Tiere bei einem Brand verbrennen. Tiere werden als „entzündbare Brandlast“ gewertet. Ebenso hingenommen wird die Gefährdung der Bevölkerung durch Gestank und Keime. Schließlich sind Abluftfilter teuer. Auflagen zum Schutz von Tieren und Bevölkerung schränken den ökonomischen Vorteil der Großmastanlage rapide ein. **In Gebieten mit hoher Arbeitslosigkeit ist ein solches Vorgehen schwer zu vermitteln.**

„In Kliniken gelten Schweinehalter als Risikogruppe“

Tierfabriken schaffen nur wenige qualifizierte Arbeitsplätze. Die Drecksarbeit machen Lohnnomaden. Der Bevölkerung bleibt der Gestank und die Keimbelastung. Politisch einfach zu vermitteln sind weitere Schritte. Erstens: Streichung der Fördermittel für Großanlagen. Bei neuen Schweinehöfen in Sachsen decken Subventionen bis zu 60 Prozent der Kosten! Und: Verbot des vorsorglichen Einsatzes von Medikamenten. Das wiederum ist in der Debatte um die Atomkraft. Modern ist die Rolle als Quelle von Seuchen verschwiegen werden. Das Fleisch ist billig, weil der Steuerzahler die wirklichen Kosten zahlt. Wir brauchen eine neue gesellschaftliche Debatte über die Strukturen, in denen die Landwirtschaft in Zukunft betrieben werden soll.

Wie soll das gehen? Sie sagen doch selbst, dass der Kunde nur billig will.

Auch wenn der Verbraucher beim Kauf billigen Fleisches zum Komplizen der industriellen Tierhaltung wird – so ist er doch zugleich auch Bürger. Und der macht sich seine Gedanken über den Umgang mit den Tieren und fordert politische Maßnahmen – selbst gegen sein alltägliches Einkaufsverhalten.

Die Fragen stellte **Steffen Kraft**

Die Fragen stellte **Steffen Kraft**

Das Sandwich-Dilemma

Pakistan/Indien Die Feindschaft zwischen den beiden Atom-mächten spart auch den Kriegsschauplatz Afghanistan nicht aus

■ Jürgen Rose

In der Terminologie der Geostrategen ist AfPak das Akronym für den Kriegsschauplatz am Hindukusch, und es verweist auf zwei in diesem Konflikt eng miteinander verwobene Akteure – Afghanistan und Pakistan. Weniger getrennt denn verbunden sind diese beiden Staaten durch eine 2.640 Kilometer lange Grenze. Sie zieht sich mitten durch den Siedlungsraum von 40 Millionen Paschtunen, die entlang der Demarkationslinie in 65 Stämmen leben. Tagtäglich wird das Grenzgebiet von etwa 200.000 Menschen durchquert. In der Deckung dieses Menschenstroms können sich Kombattanten zwischen den Operationsfeldern in Afghanistan und den Rückzugsräumen in Pakistan weitgehend risikolos hin und her bewegen. Sie fügen den alliierten Besatzungstruppen am Hindukusch seit Jahren Verluste zu.

Der stete Aderlass war ein Grund dafür, dass schon Präsident George W. Bush Kommando-Aktionen seiner Special Forces sowie Angriffe unbemannter Kampfdrohnen auf pakistanisches Territorium anordnete. Frisch im Amt ließ Nachfolger Barack Obama die von Gefechtsständen in den USA gesteuerten Drohnenangriffe, denen leider nur allzu oft Zivilisten erliegen, mit gesteigerter Intensität fortführen. Zudem setzte er Islamabad stärker unter Druck, damit die pakistanische Armee Widerstandsnester der Guerilla in den Stammesgebieten der North West Frontier Province (NWFP) und Waziristans aushebt und die Ruheräume unsicher macht. Es sollte ein pakistanischer Beitrag zur Befriedung Afghanistans sein.

Doch die Strategie, die vor allem auf den gegen die Guerilla geführten Enthauptungsschlag setzt, bleibt den erhofften Erfolg schuldig. Sie ignoriert fundamentale politische Parameter, von denen Pakistans Politik notgedrungen beeinflusst wird. Unter anderem die strategische Zwangslage, in der sich dieser Staat zwischen Afghanistan im Westen und Indien im Osten befindet, „AfPakInd“ wäre deshalb das viel bessere Akronym für dieses „Sandwich-Dilemma“. Es reflektiert, dass Pakistan seit seiner Gründung 1947 Indien nicht nur als Gegenspieler, sondern auch als Todfeind erfahren

und behandelt hat. Immerhin wurden in den Jahren 1965, 1971 und 1999 drei Kriege gegeneinander geführt. Dabei muss es nicht bleiben. Allein der Streit um die Region Kaschmir hat jederzeit das Zeug für eine nächste Konfrontation.

Die pakistanische Generalität, die sich an der „Ostfront“ permanenter Bedrohung ausgesetzt sieht, fühlt sich besonders durch das intensivierte Engagement Delhis in Afghanistan alarmiert. Dort – quasi im Rücken Pakistans – unterhält Indien inzwischen ein Netz von Residenzen seines Geheimdienstes RAW, die offiziell als „Konsulate“ und „Information Centers“ firmieren. Mit Hilfe dieser Logistik werden separatistische Revolten in der pakistanischen Provinz Belutschistan geschürt und Angriffe auf andere Ziele in Pakistan gesteuert.

Indische Militärberater kümmern sich auch als Instrukteure um die afghanischen Streitkräfte (ANA) – von ansehnlichen Investitionen in die Infrastruktur im Raum Kabul ganz abgesehen. Dabei kooperiert Indien vornehmlich mit den ehemaligen Mitgliedern der Nordallianz, den afghanischen Verbündeten der USA bei der Invasion im Oktober 2001. Das vom pakistanischen Geheimdienst *Inter Services Intelligence* (ISI) gestützte paschtunische Taliban-Regime in Kabul – es diene als Sachwalter strategischer Interessen Pakistans und war von Islamabad diplomatisch anerkannt – wurde damals gestürzt.

Der Feind meines Feindes

Es kann nicht verwundern, dass Islamabad ein zunehmend mit Indien verbandeltes Regime in Kabul der militärischen Subversion in Pakistan verdächtigt und als feindselig einstuft. Die Armee reagiert darauf getreu der Devise *Der Feind meines Feindes ist mein Freund*, sie hat mit Hilfe des ISI den afghanischen Widerstand nie sich selbst überlassen. Dazu merkte jüngst der renommierte US-Analyst Robert D. Blackwill in der Zeitschrift *Foreign Affairs* an: „Das pakistanische Militär – beherrscht durch sein Feindbild Indiens und den Drang nach strategischer Tiefe – wird weder aufhören, den viele Jahre als sein Klientel fungierenden afghanischen Taliban Beistand zu gewähren und Unterschlupf zu bieten, noch ein wirklich unabhängiges Afghanistan hin-



Umstrittenes und beachtetes Kaschmir: Separatistenführer Geelani nimmt zum Tod von Osama bin Laden Stellung

nehmen.“ Diese „Klientel“ rekrutiert sich vorzugsweise aus den beiderseits der afghanisch-pakistanischen Grenze lebenden Paschtunen. Hinter vorgehaltener Hand räumen pakistanische Militärs unumwunden ein, dass man natürlich mit diesen Gruppierungen kooperiere, brauche man doch in Afghanistan Alliierte, auf die Verlass sei. Aus Sicht Islamabads ergeben sich daraus zwei Handlungsrichtlinien – einerseits den Kampf des afghanischen Widerstandes gegen die Besatzungstruppen zu unterstützen, bis die zumindest in Teilen abziehen, und dann in Kabul auf jene Kräfte zu setzen, die für Allianzen gegen Indien zu gebrauchen sind.

Der ehemalige ISI-Chef, Generalleutnant Asad M. Durrani, gab diesbezüglich in einem mit dem Autor geführten Interview zu Protokoll: „Natürlich hat man versucht, mit allen Kräften in Afghanistan – besonders den Taliban, seit die 1996 an die Macht gekommen waren – Kontakt zu halten. Zugleich aber wäre ich heute persönlich sehr dankbar dafür, würde der ISI den afghanischen Widerstand unterstützen. Denn nur, wenn diese Gegenwehr, also die so genannten Neuen Taliban – das sind nicht die Taliban des Mullah Omar – stark genug bleibt, gibt es eine Möglichkeit, dass sich die fremden Truppen aus Afghanistan zurückziehen; andernfalls bleiben sie dort. Auch wenn das seit 2001 keine offizielle Position einer pakistanischen Regierung ist, so führen die Taliban in Afghanistan, die gegen die Besatzung Selbstverteidigung üben, doch unseren Krieg. Wenn sie Erfolg haben, werden die fremden Truppen ge-

Allein der Streit um Kaschmir hat jederzeit das Zeug für eine Konfrontation

hen. Wenn sie scheitern und Afghanistan unter Fremdherrschaft bleibt, werden wir weitere Probleme haben. Sollte sich die NATO als stärkste Militärmacht der Welt wegen ökonomischer und geopolitischer Interessen – denken Sie an das New Great Game [das energiepolitische Konfliktfeld im kaspischen Raum, d. Red.] – praktisch an der pakistanischen Grenze festsetzen, wird das in Pakistan enormes Unbehagen erzeugen.“

Wenn es zu viel wird

Andererseits sieht sich die pakistanische Armee gedrängt, selbst gegen irreguläre Kämpfer vorzugehen, um eine umfassendere Intervention der US-Streitkräfte auf eigenem Territorium zu verhindern, als sie Drohnen-Krieg und Kommando-Aktionen ohnehin darstellen. Auch dieser Umstand bewirkt, dass der Mega-Konflikt in Südasiens kaum zu beherrschen ist, solange die vorhandenen Fronten – nicht zuletzt die

zwischen Indien und Pakistan – Bestand haben. Vielleicht ist diese enorme Sprengkraft ein Grund dafür, dass Verteidigungsminister Thomas de Maizière die USA vor einem zu schnellen und zu umfassenden Abzug aus Afghanistan warnt. Man habe „großes Verständnis“, wenn die US-Regierung in diesem Sommer „ein paar Soldaten“ zurückziehen wolle, sagte der Minister Ende vergangener Woche. Doch gäbe es „ein bisschen die Sorge, dass – wenn es zu viel wird – sich dann auch die Strategie für den Abzug nicht so umsetzen lässt wie besprochen“.

Genau genommen pflegt die pakistanische Militärführung eher ein ambivalentes Verhältnis zur US-Präsenz in Afghanistan, sorgt doch der Konflikt im Nachbarland dafür, dass die eigene Vormundschaft über Staat und Gesellschaft nicht unter Legitimationsdruck gerät und die Armee mit Rüstungshilfe aus den Vereinigten Staaten weiter rechnen kann.

So wird auch die als Triumph der Obama-Administration bejubelte Erschießung Osama bin Ladens den Afghanistankrieg nur marginal beeinflussen, zumal die Besatzungspolitik der „einzigen Supermacht“ wegen ihrer langfristigen geostrategischen und geökonomischen Interessen in Zentral- und Südasiens – aller Abzugsrhetorik zum Trotz – auf unbegrenzte Dauer angelegt ist.

Jürgen Rose ist Oberstleutnant der Bundeswehr a. D. und Vorstandsmitglied der kritischen SoldatInnenvereinigung *Darmstädter Signal*

ANZEIGE

Jetzt neu!

Der unverzichtbare Familien Guide für Berlin



Mit 1000 Tipps und Adressen für Leute mit Kindern

Übersichtlich und handlich im Buchformat auf 224 Seiten

Umfassendes Nachschlagewerk für ein ganzes Jahr

Mit vielen Adressen von Puppentheater bis Sternwarte

Am Kiosk

und im Buchhandel

Auch erhältlich im tip Webshop unter www.tip-berlin.de/shop

STADTMAGAZIN FÜR LEUTE MIT KINDERN
HIMBEER

tip Berlin

Heikle Expertise

Senatsreport warnt vor Scheitern der Obama-Strategie für Afghanistan

Sicherheit und ziviler Aufbau müssten Hand in Hand gehen, ansonsten könne es weder Frieden noch einen Truppenabzug geben – so die Kernaussage der Afghanistan-Strategie, mit der Präsident Obama Mitte 2009 einen temporären Truppentransfer von mehr als 30.000 Mann rechtfertigte. Die zivile Komponente galt als

essenziell, um den Taliban Rückhalt in der Bevölkerung zu nehmen. Es sollte Agrarprogramme geben, mehr Lebensqualität für den Süden und Osten und militärische Barrieren gegen eine Rückkehr der Gotteskrieger in Regionen, aus denen sie vertrieben wurden.

Dazu verfügten US-Militärs und die Entwicklungsagentur USAID über großzügig ausgestattete Fonds, die es ermöglichten, pro Monat 320 Millionen Dollar für

solch „kriegerischen Wiederaufbau“ auszugeben. Leider versickern diese Mittel oder werden nicht mit dem gewünschten Effekt gebraucht, konstatiert ein gerade veröffentlichter Report des US-Senats, der sich auf zweijährige Recherchen stützt. Gründe dafür seien: „Unsicherheit, bittere Armut, schwache einheimische Kapazitäten und weit verbreitete Korruption“. Die „Flutwelle von Geld“ überfordere afghanische Gemeinden. Würden sich US-Soldaten aus

einem Gebiet zurückziehen, wären die Investitionen schnell obsolet, da lokale Administrationen unfähig seien, sie zu verwalten.

Die Analyse kommt dem Weißen Haus höchst ungelegen. Noch im Juni will Barack Obama entscheiden, welches Kontingent der derzeit 100.000 US-Soldaten demnächst abziehen soll. Die Senatsstudie stellt im Kern den gesamten Kurs der Aufstandsbekämpfung in Frage. LH



FOTO: ADAM ALTAN/AFP/GETTY IMAGES

Ein saudischer Regime-Gegner kennt für König Abdullah keine Gnade

Im Auge des Sturms

Saudi-Arabien Die Elite des am wenigsten demokratischen Staates der Region schaut nervös auf die unruhige Nachbarschaft

■ Soumaya Ghannoushi

Diese Monarchie muss derzeit Ungewohntes hinnehmen – im Westen wird in Ägypten mit Hosni Mubarak ein wichtiger Alliiertes entbehrt. Im Norden bleibt Syrien einer Protestwelle ausgesetzt, die keine Anzeichen von Ermüdung zeigt. An der saudischen Südgrenze tobt der Aufstand im Jemen. Nach Bahrain hat Riad sogar Soldaten entsandt, um den Einfluss auf das winzige, vom Khalifa-Clan beherrschte Königreich nicht zu verlieren und zu verhindern, dass ein revolutionärer Funke auf die saudischen Ost-Provinzen überspringt, in denen sowohl die größten Ölreserven liegen als auch die meisten Schiiten leben.

Die Regierung Saudi-Arabiens reagiert auf Unwägbarkeiten, wie man es von einem Land erwartet, das im Demokratie-Ranking des *Economist Intelligence Unit* (einem Institut, das bei seinen Analysen die Daten von 185 Staaten auswertet) als das am wenigsten demokratische der Nah-

ost-Region geführt wird. Die Forderungen nach einem Wandel reichen bis zum Advice Memorandum von 1992 zurück – einer Petition, die seinerzeit Wissenschaftler beim König einreichten – und haben durch die Umbrüche in Tunesien und Ägypten neuen Auftrieb erhalten.

Prompt verschwunden

Das bisher Unvorstellbare ist geschehen, seit sich eine Gruppe von Intellektuellen über das offizielle Verbot politischer Organisationen hinweggesetzt und die erste Partei des Königreiches ausgerufen hat, was zur Verhaftung aller zehn Initiatoren führte. Selbst aus der königlichen Familie kommen jedoch mittlerweile Rufe nach Reformen: Prinz Turki Al Faisal plädiert dafür, die Mitglieder des Parlaments – der Shura – zu wählen, anstatt wie bislang zu ernennen. Was man jahrelang selbst hinter verschlossenen Türen nur leise auszusprechen wagte, wird nicht mehr nur in Internet-Foren diskutiert, sondern vor laufenden Kameras. Wie das der Journalist Khaled al-Johani gegenüber einem Team der BBC tat

und kurz darauf verschwand. Obwohl das Regime versucht, die Konfessionen gegeneinander auszuspielen und die iranische Gefahr heraufzubeschwören, um den Protest zu delegitimieren, zieht sich die Unruhe in Wahrheit quer durch die saudische Gesellschaft. Die Menschen haben genug von Repression und Korruption oder der Verschwendung von Milliarden Dollar für Waffenkäufe. Man braucht sich nur das verwüstete Jeddah nach den Überschwemmungen von 2009 und 2011 anzusehen, um zu begreifen – es ist nicht die schiitische Minderheit allein, die marginalisiert wird.

Die Herausforderungen, denen sich das Regime gegenübersteht, sind die Folge fortschreitender Modernisierung und Urbanisierung, der Rückkehr im Ausland ausgebildeter Studenten und der Verbreitung neuer Kommunikationsmedien. Letzteres führt dazu, dass es in Saudi-Arabien den höchsten Anteil an Internetnutzern der Region gibt (mit 40 Prozent der Bevölkerung doppelt so viel wie in Ägypten). Der Ölreichtum hat das Land aus einer anspruchslosen Wüstenexistenz gerissen

Klaffende Lücke zwischen sozialer Realität und konservativer Ideologie

und innerhalb weniger Jahrzehnte in Richtung Konsumgesellschaft bugsirt. Da aber diese Zäsur keine Entsprechung auf kultureller Ebene findet, klafft eine Lücke zwischen der sozialen Realität und der offiziellen konservativen Ideologie, die durch das wahhabitische Establishment mit seiner rigiden Hanbali-Interpretation des Islam geprägt wird. Dies heißt freilich nicht, dass der Geistige Rat und seine Religionspolizei in Saudi-Arabien die Entscheidungen treffen. Sie bleiben Angestellte der Regierung, um Entschlüsse des Königs und seiner Entourage mit göttlichem Siegel zu

versehen. So geschehen, als der Rat 1990 die „Bitte um Hilfe für die Ungläubigen“ und die Präsenz von US-Truppen im eigenen Land sanktionierte, um Saddam Hussein nach dem Einmarsch seiner Armee in Kuwait zur Raison zu bringen.

Zur Belohnung für ihre quietistische Auslegung des Islam lässt man den Klerikern in der gesellschaftlichen Sphäre freie Hand. Hier wird ihnen unbegrenzte Autorität gewährt, wenn es um die Überwachung individuellen Verhaltens geht.

Drakonische Verordnungen

Niemand zahlt einen höheren Preis für diesen Pakt zwischen Herrschenden und Klerus als die Frauen. Während man gegenüber dem politischen Autoritarismus des Monarchen und seiner Elite sowie der Unterordnung unter Diktate der USA beide Augen zudrückt, lassen die Gottesfürchtigen gegenüber den Frauen ihre Muskeln spielen. Jede Minute ihres Lebens sind saudische Frauen dem wachsamen Augen von Geistlichen ausgesetzt und werden von drakonischen Verordnungen gemaßregelt: Sie dürfen nicht Auto fahren, keine wie auch immer gearteten Verträge schließen, nicht wählen – nicht einmal medizinische Hilfe erhalten, falls ein Vormund das Einverständnis verweigert.

Jetzt, da sich Saudi-Arabien im Auge des revolutionären Sturmes wiederfindet, werden alle religiösen und finanziellen Mittel mobilisiert, um den Status quo zu konservieren. Neben passgenauen Fatwas, die Widerspruch als *Fitna* (das Säen sozialen Unfriedens) und Demonstrationen als *Auflehnung gegen die Regierenden* verurteilen, versucht das Regime, sich die Loyalität der Untertanen durch Bestechung zu erkaufen. Als er von seinem dreimonatigen Aufenthalt in den USA zurückkehrte, wo er sich medizinisch behandeln ließ, verkündete der kränkliche König Abdullah, die Bevölkerung mit – sage und schreibe – 129 Milliarden Dollar beschenken zu wollen. Das ist mehr als die Hälfte der jährlichen Öleinnahmen, die unter anderem für eine halbe Million Wohnungen zu erschwinglichen Preisen ausgegeben werden sollen. Ganz zu schweigen von einem größeren Budget für die Religionspolizei.

Außenpolitisch hält sich das Regime durch „special relationship“ mit den USA am Leben. Der Schutz durch die Amerikaner ist die Gegenleistung dafür, dass Saudi-Arabien den Ölnachschub garantiert und dem US-Finanzministerium durch Waffenkäufe jedes Jahr Milliarden in die Kassen spült. Doch ist dieser Zustand nicht gottgewollt und gegen den notwendigen Wandel nicht ewig immunisiert. Die Frage ist nicht so sehr, ob eine Eruption Saudi-Arabien erfasst, sondern vielmehr, in welcher Gestalt und in welchem Umfang dies geschehen wird.

Soumaya Ghannoushi arbeitet an der Londoner School of African and Oriental Studies und schreibt für die Meinungsseite des *Guardian* Übersetzung: Holger Hutt

Die Perser im Arabischen Frühling

Iran Die politische und religiöse Führung fürchtet, mit Präsident Assad in Syrien auch die Brücke zur Hisbollah im Libanon zu verlieren

■ Simon Tisdall

In Teheran ist die ursprüngliche Freude über die Volksaufstände des Arabischen Frühlings bohrender Besorgnis gewichen. Wurde der Fall des ägyptischen Erzrivalen Mubarak von der iranischen Führung noch begrüßt, so verhält sie sich im Augenblick, da mit Syrien ein verbündeter arabischer Staat von Unruhen erschüttert ist, aus nachvollziehbaren Gründen völlig anders. Noch besorgniserregender als die Lage für Präsident Assad in Damaskus dürfte für die religiösen und weltlichen Führer des Iran die Vorstellung sein, die revolutionäre Stimmung in der Region könnte die niedergehaltene Oppositionsbewegung im eigenen Land veranlassen, erneut ihre Stimme zu erheben.

Zunächst war man in Washington und Jerusalem der Ansicht, Teheran werde vom Zusammenbruch der alten arabischen Ordnungen profitieren, doch scheint das Urteil nicht länger haltbar. Machtkämpfe inner-

halb des Regimes köcheln weiter. Der Ausgang ist offen – und an strategischen Gewissheiten über den Kurs des Iran fehlt es allemal. Da auch die Sanktionen wegen des Atomprogramms Wirkung zeigen, könnte die Zeit, da Teheran seinen Gegnern zu widerstehen vermag, bald zu Ende sein.

Im Sog der Ereignisse scheinen die „schrecklichen Zwillinge“ – Präsident Ahmadinedjad und Revolutionsführer Chamenei – etwas aus dem Tritt, zudem verletzlich und uneinig. Bei seinem ursprünglichen Versuch, die arabische Befreiungstendenz für die eigene Sache in Anspruch zu nehmen, verlor Chamenei über den Umgang mit der Demokratiebewegung im eigenen Land kein Wort. „In der Region ist mit der Gnade Gottes eine neue Strömung in Erscheinung getreten“, erklärte er zum persischen Neujahr im März. „Das auf islamische Ziele ausgerichtete Erwachen vieler arabischer Nationen wird mit Sicherheit von Erfolg gekrönt sein.“ Freilich wurde Syrien nicht erwähnt. Seitdem der weltliche Charakter der dortigen Unruhen nicht mehr zu leugnen ist, wird die Demokratiebewegung nicht länger als „revolutionär“ gedeutet. Stattdessen beklagt sich die Teheraner Führung über die NATO-Intervention in Libyen und eine amerikanisch-israelische Verschwörung zum Sturz von Bashar al-Assad in Damaskus.

Zweifelloso steht viel auf dem Spiel. Syriens Bedeutung für den schiitischen Iran

kann kaum überschätzt werden: Das Land sichert eine Brücke zur libanesischen Hisbollah und zur Hamas-Regierung in Gaza – und es ist ein Alliiertes gegen Israel und die USA. Damaskus hat Teheran bisher ganz allgemein die Tür zur arabischen Welt geöffnet. Insofern dürfte Ahmadinedjad widerwillig, aber notgedrungen das westliche Urteil teilen, wonach sich – unabhängig vom Schicksal Assads – das politische Gleichgewicht zwischen dem alevitisch-schiitischen Regime in Damaskus und der sunnitischen Bevölkerungsmehrheit Syriens irreversibel zu verschieben beginnt. Und das eindeutig zu Ungunsten des Iran.

Mehr Gelassenheit

Bei einem Besuch in der Türkei meinte Mahmud Ahmadinedjad, es bestehe keine „Notwendigkeit für eine ausländische Intervention“ in Syrien, als ob die derzeit in Aussicht stehende. Eine offizielle Erklärung aus Teheran drängte sowohl die syrische Regierung als auch die Demonstranten, sie sollten im Interesse der anti-zionistischen Solidarität Kompromisse suchen. „Wenn Assad überlebt, müsste er zum Iran ein Stück weit auf Distanz gehen, um seine sunnitischen Gegenspieler zu beschwichtigen“, zitiert der amerikanische Kommentator David Ignatius US-Stellen. „Falls Assad fällt, ist

mit einer sunnitisch dominierten Führung Syriens zu rechnen, die Iran distanziert gegenüber stehen dürfte.“

Die negativen Folgen, die der Umbruch in Arabien für den Iran hat, hören mit Syrien nicht auf. Die Zwangsheirat zwischen Hamas und Fatah nach Jahren bitterer Entfremdung wird auch darauf zurückgeführt, dass sich die Hamas-Führung in ihrem syrischen Hauptquartier zunehmend unwohl fühlt. Zugleich verbürgt die Versöhnung neues Selbstbewusstsein des Vermittlers Ägypten, das nach dem sklavischen Pro-Amerikanismus Mubaraks wieder an Statur gewinnt und für seriöse Mediation bei arabischen Konflikten gut sein kann.

Ein Ägypten, das Israel stärker Paroli bietet – etwa, indem es die Übergänge nach Gaza geöffnet hält –, könnte Teheran wohl zugutekommen, nur wäre ein demokratisches und unabhängiges Staatswesen am Nil zugleich ein beachtlicher Konkurrent für Teherans regionale Ambitionen. Gegenüber der *Washington Post* meinte der neue ägyptische Außenminister Nabil El-Araby, Kairo schlage in all seinen Beziehungen ein neues Kapitel auf. Ob dies auch gegenüber Iran gilt, sagte er nicht.

Bahrains König Isa al-Khalifa hat die Regierung in Teheran beschuldigt, sie plane einen Staatsstreich gegen ihn. Und auch im Libanon kritisiert Ex-Premier Saad Hariri eine „unverhohlene iranische Interventi-

on“. Man dürfe nicht zulassen, dass Teheran die mit ihm verbündete Hisbollah instrumentalisiert, um Libanon in ein „iranisches Protektorat“ zu verwandeln.

All dies wird in den USA und in Israel zur Kenntnis genommen, wo führende Politiker – mit Ausnahme von Benjamin Netanjahu – mit der iranischen „Gefahr“ gelassener umgehen, als dies noch vor einem Jahr der Fall war. „Die Iraner sind in Schwierigkeiten“, kommentiert die Zeitung *Haaretz*. „Da verhält sich Israel am besten ruhig, mischt sich nicht ein und lässt den internen Prozessen in Teheran und Damaskus ihren Gang.“

Keine sonderlich glücklichen Umstände, tatsächlich gefährlich werden sie aber für Ahmadinedjad und Chamenei erst dann, wenn der Arabische Frühling die iranische Opposition wiederbelebt. Schon jetzt nehmen die Kämpfe zwischen den politischen Fraktionen vor dem Hintergrund der 2012 fälligen Parlamentswahlen weiter zu. Bei einer letzten Demonstration im Februar skandierten Oppositionelle einen Slogan, der den „schrecklichen Zwillingen“ zu denken geben sollte: „Ob in Kairo oder in Teheran, Tod den Tyrannen!“

Simon Tisdall ist Nahost-Kolumnist des *Guardian* Übersetzung: Holger Hutt



Roma-Familien fliehen aus Gyöngyöspáta vor dort trainierenden rechtsextremen Milizen

29-jährige Jurist Erik Fülöp, der Bürgermeister von Tiszavasvári.

Seine Stadt hatte bei den Kommunalwahlen im Oktober 2010 die zweifelhafteste Ehre, zur rechtsextremen Hauptstadt Ungarns ausgerufen zu werden, als Fülöp sagenhafte 53 Prozent als Bewerber der Jobbik-Partei erhielt. Seitdem grassiert die Angst unter den 500 Roma am Ort. Im Rathaus erklärt Fülöp, er vertrete „die einzige Partei, die ein detailliertes Programm für die Stadt zu bieten hat. Wir konzentrieren uns auf Arbeit und Sicherheit“. Zu Zeiten des Sozialismus wurden über 2.000 Menschen aus dieser Gegend bei *Alkaloida* beschäftigt, der örtlichen Pharmafabrik – inzwischen hält das Unternehmen noch ganze 270 Personen. Mit anderen Worten, viele Einwohner sind arbeitslos, so dass Bürgermeister Fülöp auf ausländische Investoren hofft und für die nötige Sicherheit sorgen will, indem er die „Zigeunerkriminalität“ bekämpft. „Gleich nach meiner Amtsübernahme habe ich 17 Roma-Wucherer verhaften lassen. Die verlangten 30 bis 40 Prozent Zinsen für das von ihnen verliehene Geld.“

Robuste, bullige Typen mit kurzem Haar, die beim Bürgermeister ein und ausgehen

Was Fülöp ebenfalls sofort ins Werk setzte, das war die *Csendörség*, eine Art politische Gendarmerie. Robuste, bullige Typen mit zwei Millimeter langem Haar, die ein und ausgehen im Bürgermeisterbüro. *Csendörség* gab es schon zwischen den beiden Weltkriegen und im profaschistischen Ungarn des Miklós Horthy. Diese Gendarmerie schlug damals auf jeden ein, der politisch aus der Reihe tanzte. Laut Fülöp müsse aber keiner Angst vor der *Csendörség* haben. „Nur diejenigen, die das Gesetz brechen, werden die *Csendörség* spüren!“

In Orten wie Tiszavasvári sind stramm rechtsextreme Gesinnungen mittlerweile die Norm. Zoltan Kiss, ein 23-jähriger Student der Logistik, hält sich ebenfalls an Jobbik. „Eigentlich interessiert mich Politik nicht, aber die etablierten Parteien haben komplett versagt. So kann es nicht weitergehen in Ungarn.“ Kiss, der als Gitarrenlehrer dazu verdienen muss, um zu studieren, hat noch einen anderen Grund, Jobbik zu wählen. Er ging in eine Schulklasse mit einer der drei Töchter von Lajos Szögi, einem Lehrer aus Tiszavasvári. Kiss erzählt: „Es war 2006, als Lajos Szögi durch ein Dorf fuhr, am helllichten Tag durch einen wütenden Roma-Mob aus seinem Wagen gezerrt und erschlagen wurde. Sie glaubten, Szögi habe ein Roma-Mädchen angefahren. Später stellte sich heraus, er hatte nichts dergleichen getan – aber Szögi war tot. Seit diesem Mord an unserem Lehrer herrscht in Tiszavasvári die totale Anti-Roma-Stimmung.“

Viele Ungarn wünschten nichts weiter als einfache, populistische Lösungen, um das „Roma-Problem“ aus ihrer Lebenswelt zu verbannen. Da seien viele Illusionen im Spiel, denn einfach lösen lasse sich im Verhältnis zu dieser Minderheit gar nichts, meint Michael Raumer, ein Deutscher aus Stuttgart, der perfekt ungarisch spricht und sich als Sozialarbeiter für den Ort Magyarkécsme im Süden engagiert. „Investieren in Roma heißt, dass es Geld kostet – dass Verständnis, Begleitung und Zuwendung gebraucht werden. Gerade daran fehlt es in Ungarn.“

Raumer zufolge herrsche eine *Culture of Poverty* unter den Roma dieses Landes. „Viele sind es nicht gewohnt, eine Leistung im Austausch für eine Belohnung zu liefern. Ich meine das nicht diskriminierend, sondern einfach als Feststellung. Wäre ich nach meiner Geburt mit einem Roma-Kind ausgetauscht worden und hier aufgewachsen, dann wäre wahrscheinlich auch nicht allzu viel aus mir geworden, während das Roma-Kind in Deutschland Abitur gemacht hätte. Es hängt eben viel von der Umgebung ab, in die einer hinein gerät.“

Jeroen Kuiper hat als Reporter für den Freitag zuletzt im März aus Finnland über die dortigen Kernkraftwerke berichtet

Das ist erst der Anfang

Ungarn Neonazis besetzen in Kleinstädten die Nachbarschaft der Roma-Quartiere und bilden Bürgerwehren. Bericht aus der Kampfzone

■ Jeroen Kuiper

Faul sind sie“, meint Milena Ludanyi, eine adrette Ungarin aus Gyöngyöspáta, einem Dorf 80 Kilometer östlich von Budapest. „Zigeuner arbeiten nicht, sie zehren nur von Sozialhilfe. Unser Dorf verkommt, weil es immer mehr Zigeuner gibt.“ Die gepflegte, gut aussehende Frau hat eine Weile ihre Emotionen beherrschen können, aber jetzt platzt es heraus. „Es sind übrigens nicht nur die Zigeuner, die unseren Ort zu Grunde richten. Es sind auch die Mitglieder der LMP, der Grün-Alternativen Partei, und die Juden.“

Während Milena Ludanyi ihre Sonnenbrille, geschmückt mit kleinen Imitat-Diamanten, auf ihre Nase schiebt, läuft sie ein paar Meter weiter. „Sehen Sie, auf der anderen Seite des Dorfes gibt es ein paar Weinkeller. Einer gehört meiner Familie. Die Tavernen besitzen heutzutage keinen Wert mehr, weil sie komplett von Zigeunern umringt sind. Die klauen aus den Kellern, was sie kriegen können. Am liebsten würde ich aus Gyöngyöspáta wegziehen. Aber es geht nicht – unser Haus ist nichts mehr wert.“

Letzteres stimmt wahrscheinlich. Seitdem seit Anfang März Hunderte rechtsextreme Typen durch das Dorf marschieren, Roma zusammenschlagen und ankündigen, ein Selbstverteidigungstraining in unmittelbarer Nähe von Roma-Häusern abzuhalten, ist das Dorf als „böser Ort“ in den Schlagzeilen. Und die klingen wenig vorteilhaft. Die Neonazis gehören zu paramilitärischen Verbänden wie *Szebb Jövöért* und *Vederö*, die wiederum Verbindungen zu Jobbik, der rechtsextremen Partei, unterhalten, deren große Stunde schlug, als sie

bei der Parlamentswahl im April 2010 gut 17 Prozent der Stimmen holte.

Peter Juhasz, kettenrauchender Jurist im Dienst der Menschenrechtsliga TASZ, hilft den Roma in Gyöngyöspáta so gut er kann. „Als Anwalt qualifiziere ich Jobbik zwar nicht als Neonazi-Partei – aber faschistoid ist Jobbik auf jeden Fall. Undemokratisch außerdem. Die Geschehnisse in Gyöngyöspáta sind erst der Anfang von dem, was noch kommt – da bin ich mir sicher. Die Wirtschaftslage in Ungarn ist schlecht – und in Krisenzeiten werden schwarze Schafe gebraucht.“

Die Regierung Orbán steht wegen ihres kategorischen Sparkurses unter Druck und büßt an Zustimmung ein, wie letzte Umfragen bezeugen. Szilvia Hamor – bis vor kurzem noch Autorin für Ungarns größte Tageszeitung *Népszabadság* und inzwischen mit Verhaltenstraining für junge Roma-Frauen beschäftigt – kann das nur bestätigen. „Um ihre Sparziele zu erreichen, kürzt die Regierung Sozialhilfe, Kindergeld und Stellen im Niedriglohn-Sektor, die oft durch Roma besetzt werden. Außerdem sind die Gesetze für Eigentumsdelikte – zum Beispiel den Diebstahl von Brennholz – so verschärft worden, dass selbst Minderjährige dafür ins Gefängnis wandern. Es ist glasklar, gegen wen sich das richtet.“

Mit offenen Armen

Zurück nach Gyöngyöspáta. Obwohl es schon seit längerer Zeit Reibereien zwischen Ungarn und Roma im Ort gab, nahmen die Spannungen erst recht zu, seit der Nationalist Tamas Eszes im April ein Grundstück kaufte, das unmittelbar an Häuser von Roma-Familien grenzt. Eszes ist ein schwer tätowierter Führer der rechtsextremen Bürgerwehr *Vederö* – in der Regel nur bekleidet mit einer Hose in Tarnfarbe und einem Barett. Er veranstaltet Selbstverteidigungskurse im Dorf, die Hunderte von Neonazis aus dem ganzen Land anziehen. Die Einwohner von Gyöngyöspáta empfangen sie mit offenen Armen und haben offenbar nichts dagegen, dass ihre Gäste bei Roma-Familien Fensterscheiben einwerfen.

Aber erst als es so unerträglich wurde, dass während des Osterwochenendes über 300 Roma mit Bussen durch das Rote Kreuz evakuiert werden mussten, wachte die rechtskonservative Orbán-Regierung auf und schickte eine Polizeihundertschaft aus Budapest ins außer Rand und Band geratene Dorf. Zuvor hatte der Regierungssprecher beschwichtigt, die Roma seien nicht auf der Flucht, sondern zu einem Osterausflug unterwegs. Mittlerweile erinnert Gyöngyöspáta an eine Festung. Schon weit außerhalb des Ortes patrouilliert die Polizei und kontrolliert jeden Besucher.

Dass sich Wehrsport-Bünde wie *Szebb Jövöért* und *Vederö* an einer Minderheit ausstoben dürfen, ist kein Phänomen aus jüngster Zeit. Den ersten Gewaltakt dieser Art gab es Anfang 2009 in Tatarszentgyörgy, einer Kleinstadt unweit des Plattensees, als Neonazis ein Roma-Haus anzündeten und danach den in Panik fliehenden Familienvater und dessen fünfjährigen Sohn kurzerhand erschossen. Seither fielen im EU-Mitgliedsland Ungarn sechs Roma Hass und Terror zum Opfer. Mindestens 55 wurden verletzt. Die meisten Ungarn kümmern das wenig.

Die Roma in Gyöngyöspáta ahnten, was noch alles auf sie zukommen kann, meint János Farkas, der örtliche Roma-Führer. Sein Haus grenzt an das Grundstück, das von *Vederö* für das Exerzieren von Selbstverteidigungseinheiten gekauft wurde. „Wenn es so weiter geht, dann ziehen wir weg und bitten um politisches Asyl in den Vereinigten Staaten.“ Er frage sich, weshalb

Viele Ungarn wünschten nichts weiter als einfache, populistische Lösungen

es Ungarn gebe, die ihn und seine Familie derart hassend. „Wir sind keine Verbrecher, wir klauen nicht, wir halten uns an die Regeln. Wir sind eine der ältesten Familien in Gyöngyöspáta – wir wohnen hier schon über 500 Jahre. Weshalb müssen wir weg? Warum jetzt?“ Er leide nicht nur seelisch unter dieser Bedrohung – es gehe ihm auch wirtschaftlich schlecht. „Wir sind Musikanten. Wir brauchen unsere Auftritte, aber seit Wochen fragt uns keiner mehr danach.“

Seit über 500 Jahren

Farkas trägt seine besten Schuhe, tief-schwarz mit Goldstickmuster, eine schwarze Hose, dazu ein weißes Hemd, darüber eine schwarze Weste. In der Küche stehen Butterbrote bereit. Frauen und Töchter trippeln hin und her zwischen Wohnzimmer und Diele. Farkas hat viel zu tun an diesem Tag. Heute will sich die amerikanische Botschafterin in Ungarn persönlich einen Eindruck von der Lage in Gyöngyöspáta verschaffen. Wahrscheinlich möchte sie bei dieser Gelegenheit Roma wie Farkas davon abbringen, Asyl in den USA zu erbitten. Derartige Anträge aus dem Land der augenblicklichen EU-Ratspräsidentschaft wären diplomatisch heikel.

Botschafterin Eleni Tsakopoulos Kounalakis wird in Gyöngyöspáta von Sándor Pintér begleitet, dem Innenminister, der immer beteuert, sein Land betrachte die Roma-Integration als nationale Aufgabe von hoher Priorität. Schließlich habe man vor kurzem der EU-Kommission vorgeschlagen, jedes Mitgliedsland solle bis 2012 eine eigene Roma-Strategie vorlegen.

Im nordungarischen Tiszavasvári, einer Kleinstadt mit 14.000 Einwohnern, erinnert vor dem Rathaus eine Marmorplatte an das Trianon-Abkommen von 1920. Damals verlor Ungarn mit der Abwicklung der Donaumonarchie zwei Drittel seines Territoriums an angrenzende Länder. Rechtsextreme Gruppierungen sehnen sich bis heute nach einer Rückkehr zu Groß-Ungarn. „Natürlich träume ich von den ungarischen Grenzen, die es bis 1920 gab“, erzählt lächelnd der



Die Pflicht zum Schaudern

Globale Katastrophen Ein Plädoyer für einen anderen Umgang mit der Risiko-Technologie

■ Ekkehart Krippendorff

S eit Wochen diskutiert das Land über den Umgang mit der Risikotechnologie Atomkraft. Die Ethikkommission hat lange beraten und vor Kurzem ihre Vorschläge unterbreitet, die Parteien debattieren ebenso wie die Bürger. Ein Philosoph spielt in dieser Debatte merkwürdigerweise kaum eine Rolle. Dabei hat er schon vor einiger Zeit sehr gründlich über den Umgang der Menschen mit Technologien nachgedacht – und sehr bemerkenswerte Vorschläge gemacht. Hans Jonas ist heute weitgehend vergessen, obwohl er 1987 immerhin mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde und damals von Politikern und der akademischen Elite als Gesprächspartner durchaus geschätzt wurde. Wir brauchen, so schrieb Hans Jonas bereits 1979, eine neue Ethik, die den mit der modernen Technologie qualitativ veränderten Bedingungen Rechnung trägt und ihnen angemessen ist.

Was damit gemeint ist, liegt auf der Hand: Wir verfügen heute über Technologien, Techniken und Instrumente von beispielloser Reichweite für unser Handeln. Die lokale Havarie eines Atomkraftwerks wie in Fukushima hat Auswirkungen auf die entlegensten Regionen des Globus. Die Bankenkrise eines mittelgroßen Landes stürzt weit entfernte Volkswirtschaften in Wirtschaftskrisen. Ein lokaler Konflikt um Rohstoffe, Grenzen oder auch nur Herrschaftsprivilegien kann sich zum überregionalen Krieg ausbreiten. Der inflationär gebrauchte Begriff Globalisierung trifft diese neue Qualität von lokalen Ursachen und weltweiten Folgen zwar ungenau, aber doch zutreffend. Die oft weitreichenden Auswirkungen technologischer Innovationen jenseits des unmittelbar beabsichtigten Zwecks sind unübersehbar geworden und entziehen sich oft der Kontrolle ihrer Verursacher.

Die Kategorie des Heiligen

Mit der dramatischen Potenzierung der Reichweite technologischen Fortschritts korrespondiert auch ein qualitativ neuer Zeithorizont: Ein vorgestern geplanter und gestern gebauter Staudamm kann heute die berechnete Menge Energie produzieren, aber morgen den gestauten Fluss versanden und die auf sein Wasser angewiesene Landwirtschaft zerstören; wer hätte gedacht, dass die vergleichsweise harmlos-wohlthätige Erfindung des FCKW-Kühlschranks oder die Blähungen südamerikanischer Rinderherden auf brandgerodetem tropischem Regenwald sowohl das Weltklima veränderten als auch das lebensgefährliche Ozonloch mitverursachen würden? Vor allem die Atomenergie mit ihren jahrzehntelang ignorierten Nebenfolgen ist zum Menetekel des technologischen Zeitalters geworden. Wenn uns beruhigend versichert wird, der zwischen gelagerte Atommüll sei für mindestens tausend Jahre sicher, so genügt es, diese Zeit einmal historisch zurückzurechnen: Wenn ein wissenschaftlich besonders fortschrittlicher Herrscher wie der Hohenstauffen-Kaiser Friedrich II. (1194-1250) so argumentiert und gehandelt hätte, säßen wir heute auf einem teilweise irreversibel vergifteten Planeten.

Jonas entwickelt aus der Tatsache, dass dem Kant'schen Kategorischen Imperativ dieses Zeithorizont völlig fehlt, einen die neuartige Situation erfassenden Imperativ: „Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden.“ Oder einfach: „Gefährde nicht die Bedingungen für den indefiniten Fortbestand der Menschheit auf Erden.“ Dass der Mensch technisch in der Lage ist, die Erde physisch zu zerstören, ist angesichts der Katastrophe von Fukushima nicht mehr Science-Fiction.

Jonas entwickelt seine Argumentation vor diesem Hintergrund: Der Zweck des Seins ist das Leben. Diesen Zweck zu erfüllen, ist in die Verantwortung des Menschen als integraler Bestandteil der Natur gestellt. Von dieser Einsicht her ergibt sich die Verantwortung des Menschen nicht nur für sich selbst und seinesgleichen – die Verantwortungsethik Kants –, sondern auch für die Natur und den Planeten. Daraus folgt, dass der Mensch zwar die Macht, nicht aber das Recht hat, die Natur als beliebig ausbeutbare Ressource zu behandeln und zu verbrauchen. Um seiner selbst willen muss er sie pfleglich behandeln, darf sie sich nicht unterwerfen und seinen Interessen anpassen – zum Beispiel mit der von ihm in Kauf genommenen Artenvernichtung, die immer schneller voranschreitet. Für Jonas ist „das Urbild aller Verantwortung die von Menschen für Men-

Der Unheilsprophezeiung ist mehr Gehör zu geben als der Heilsprophezeiung

schen“. Genauer: „Die Ur-Verantwortung der elterlichen Fürsorge“ für ihre zunächst hilflos heranwachsenden Kinder. Aber eben damit auch die Verantwortung für das Sein der Natur mit ihrem Selbstzweck: Leben. Sie verlangt unter den Bedingungen des mit hoher Geschwindigkeit voranschreitenden technologischen Fortschritts „wegen der exzessiven Größe der Macht eine neue Art von Demut.“

Das Unwissen, so Jonas, über die Konsequenzen für morgen aus unseren Handlungen von heute müsse zu einer „verantwortlichen Zurückhaltung“ gegenüber allen strukturellen Eingriffen in den Haushalt der Natur führen und könne nicht, um den Preis der Selbstzerstörung, der „Marktwildernis“ überantwortet werden. „Es ist die Frage, ob wir ohne die Wiederherstellung der Kategorie des Heiligen, die am gründlichsten durch die wissenschaftliche Aufklärung zerstört wurde, eine Ethik haben können, die die extremen Kräfte zügeln kann, die wir heute besitzen und dauernd hinzugewinnen und auszuüben beinahe gezwungen sind.“

Der lange Arm des Wissens

Diese „verantwortliche Zurückhaltung“ ergibt sich notwendig aus der Unberechenbarkeit zukünftiger und topografisch weit entfernter Begleit- und Folgeerscheinungen technologisch vorangetriebenen Handelns. In der zurückliegenden Geschichte „verlangte der kurze Arm menschlicher Macht keinen langen Arm vorhersagenden Wissens“, standen Handeln und Folge in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang und bedurften solchen Wissens nicht, das heute zwingender Bestandteil zweckorientierten Handelns werden muss: Der Arm ist für technologisch betriebene Entscheidungen geradezu unendlich lang geworden und ein Endziel in vielen Fällen überhaupt nicht abzusehen: Jedes Resultat gebiert ein neues Projekt. Zu den immensen Größenordnungen kommt oft auch ihre Unumkehrbarkeit, weil die Natur mit der Machtergreifung der Technologie ständig selbst verändert wird. So haben wir es heute mit prozesshaften Handlungen zu tun, „die eine beispiellose kausale Reichweite in die Zukunft haben.“ Wo aber nicht garantiert werden kann, ein angestrebtes Ziel ohne Risiken und Nebenwirkungen zu erreichen, da darf nicht gehandelt werden. Kategorisch formuliert Jonas: „Jedes selbstmörderische Spiel mit der menschlichen Existenz ist kategorisch verboten, und technische Wagnisse, bei denen auch nur im Entferntesten dies der Einsatz ist, sind von vornherein auszuschließen.“

J. Robert Oppenheimer notierte sich am 16. Juli 1945, am Abend bevor die erste Atombomb-

be in der Wüste von Nevada gezündet werden sollte, dass jetzt drei Möglichkeiten bestünden. Die erste: Es passiert überhaupt nichts, es kommt zu keiner Zündung. Die zweite: Es verläuft alles nach Wunsch, es gibt eine atomare Explosion – die Bombe kann gebaut werden. Drittens: Die Kettenreaktion lässt sich nach der Zündung nicht mehr aufhalten und zerstört alles Leben auf dem Planeten. Trotz dieser Möglichkeit haben er und seine Mitarbeiter die Zündung gewagt und ihr Risikospiele kurzfristig gewonnen.

Wir haben es, so hat uns jüngst leider erneut die Katastrophe von Fukushima gelehrt, immer wieder mit technischen Zukünften zu tun, mit denen wir nicht sicher umgehen können. Und auf die reagieren wir dann mit einer, wie Jonas es nennt, „Furcht geistiger Art“. Laut Jonas ist „Unheilsprophezeiung mehr Gehör zu geben als der Heilsprophezeiung“ – also genau das Gegenteil des üblichen Herunterspielens von möglichen Gefahren, wie es beispielsweise die Lobbyisten von Energiekonzernen oder die der Bahn im Fall von Stuttgart 21 praktizieren.

Jonas argumentiert dabei nicht für eine weltfremde Abstinenz von jeglichem riskanten, zukunfts-offenen Handeln. Aber der verantwortlich Handelnde sollte immer das mögliche Schicksal späterer Generationen mitdenken und damit „für das Unbekannte im Voraus mithaften“. Es geht um eine Haltung der Sorge, indem man „das Fürchten zur ersten präliminären Pflicht einer Ethik geschichtlicher Verantwortung“ macht. „Die begründete Furcht zur Pflicht erklären“, so schließt er, bedeutet „Ehrfurcht und Schaudern wieder zu lernen, dass sie uns vor Irrwegen unserer Macht schützen.“

Es ist die Ehrfurcht, die uns ein „Heiliges“ enthüllt, das unter keinen Umständen zu verletzen und dass „das Schaudern der Menschheit bestes Teil“ sei, schrieb einst Goethe, dem Jonas' großangelegte Kosmologie einer Naturethik durchaus geistesverwandt ist. Ein „Zurückschauen vor dem, was der Mensch werden könnte und uns als diese Möglichkeit aus der vorgedachten Zukunft anstarrt“, verlangt auch die aberwitzige Zukunftsvision des Faust-Schlusses, über die Mephisto das unheimliche Urteil spricht: „Die Elemente sind mit uns verschworen, und auf Vernichtung läuft's hinaus.“ Eine Politik, der diese Haltung einer Pflicht zur Furcht (nicht zu verwechseln mit Zaghaftheit) und zur Angst (nicht zu verwechseln mit Ängstlichkeit) abgeht, der ist unser Schicksal nicht anzuvertrauen.

Ekkehart Krippendorff ist Politikwissenschaftler und Goethe-Liebhaber



ILLUSTRATION: OTTO FOR DER FREITAG

Community
Debatte

Stephan Humer über die „digitale Gesellschaft“

Die „digitale Gesellschaft“ soll die Lobbyorganisation für Netzbürger sein. So spannend und sinnvoll die Idee auch ist – es gibt mehrere Probleme. Zunächst ist der Verein durchsetzt von üblichen Verdächtigen, die lediglich alten Wein in neuen Schläuchen anbieten. Wie aber soll ein umfassender Vertretungsanspruch konkret eingelöst werden, wenn eine Handvoll alter Freunde für die Vereinskontrolle verantwortlich zeichnet? Hier wäre eine Öffnung in Richtung bisher unbeteiligter Gruppen, Vereine und Verbände angebracht.

Problem Nummer zwei: Erneut sind netzaffine Menschen am Werk, die mit dem Anspruch antreten, die Digitalisierung besser verstehen und deshalb effektiver gegen Netzbedrohungen vorgehen zu können. Doch dieser Trugschluss wird durch vielfaches Wiederholen nicht wahrer. Nur weil man Technik besser begreift, ist man noch lange nicht in der Lage, gesellschaftliche Probleme zu lösen – auch wenn sich tumbe Internetausdrucker immer wieder mithilfe von Fachtermini bloßstellen lassen. Gesellschaftlichen Herausforderungen aber begegnet man zum Leidwesen vieler Nerds nicht allein mit Technik, sondern interdisziplinär, ganzheitlich und im zivilisierten Diskurs mit einer ordentlichen Portion Kompromissbereitschaft.

Das dritte Problem sind die Startschwierigkeiten des Vereins, deren konkrete Ausprägung erschreckt: Es entsteht der Eindruck, dass es ausgerechnet an Offenheit fehlt.

Viertens ist die erstaunliche Naivität anzumerken, die sich auch durch unprofessionelle Dünnhäufigkeit gegenüber den Kritikern zeigt. Wenn die vermeintlichen Netzexperten so verschupft reagieren, scheinen sie ihre Sphäre (voller Trolle) vielleicht doch nicht so gut zu kennen, wie sie meinen.

Es gilt, die Sache über die Eitelkeit zu stellen und eine breite Vernetzung mit allen gesellschaftlichen Kräften zu realisieren, sonst verschwindet auch dieses Projekt in der Bedeutungslosigkeit – oder spricht heute noch jemand (positiv) über die Piratenpartei?

Stephan Humer ist promovierter Diplom-Soziologe und Forschungsleiter an der Universität der Künste Berlin

» freitag.de/community

ANZEIGEN



13. Kunst- und Kulturfestival

17.–19.06.11
www.48-stunden-neukoelln.de

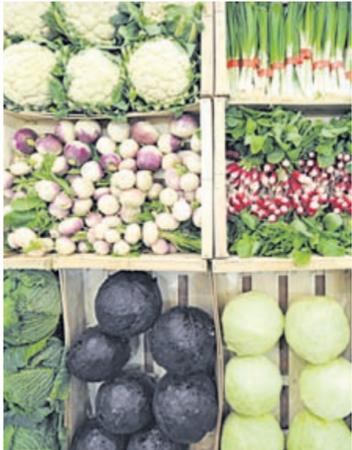
Sommer-Segeln Niederlande-England, 8. 7. – 22. 7. Mitseglerinnen und Mitsegler gesucht. Segelerfahrung nicht erforderlich. Tel: 06172/939517

Die Woche vom 9. bis 15. Juni 2011



Amnesty Gestörtes Vertrauen

Sicher hat sich die deutsche Amnesty-Sektion bessere Schlagzeilen zum 50. Geburtstag gewünscht – doch statt über den Kampf für Menschenrechte wird nun über den Umgang mit einer Frau geschrieben. Amnesty hat Generalsekretärin Monika Lüke geschasst, und weil das in der Elternzeit geschah, wittert diese einen Zusammenhang mit ihrer Mutterschaft. „Unfug“, sagt der Vorstand, es gebe ein „gestörtes Vertrauensverhältnis“. Seither kämpfen beide Seiten um die öffentliche Meinung. Die Mitglieder hätten verstanden, sagt der neue Vorstandssprecher Alexander Hülle. „Mein Ruf ist maximal geschädigt“, entgegnet Lüke. Ob und wie viele Kratzer am Amnesty-Image bleiben, wird sich zeigen. **TS**



Ernährung Geänderte Gewohnheiten

Was im globalen Norden oft eine Sache kritischen Bewusstseins ist, dazu werden weltweit immer mehr Menschen gezwungen: ihre Essensgewohnheiten zu verändern. Spekulation, Biospritpolitik und Klimawandel haben die Preise angetrieben, und wie eine Oxfam-Umfrage jetzt zeigt, müssen deshalb immer mehr Menschen vor allem in ärmeren Ländern zu weniger nahrhaftem Essen greifen. Befragt wurden 16.000 Menschen in 17 Ländern – zwei Drittel finden die Preissprünge beängstigend. Bis 2030, warnt Oxfam, könnten Lebensmittel bis zu 90 Prozent teurer werden. Eine Abkehr von der Teuerungsspirale wäre möglich – doch dazu müssten die G20 ihre Politikgewohnheiten ändern. **TS**



Gay Pride Unter Polizeischutz

Während in Rom Hunderttausende Schwule und Lesben den Abschluss der Europride friedlich feierten und Tel Aviv den größten Straßenevent unter der Regenbogenfahne im Nahen Osten erlebte, konnten Paraden in Osteuropa am Wochenende einmal mehr nur unter Polizeischutz stattfinden – jedenfalls in Bratislava und Warschau. Im kroatischen Split musste ein schwulesbischer Umzug sogar abgebrochen werden – eine hasserfüllte Menge hatte die Parade unter dem Ruf „Bringt die Homos um!“ mit Steinen, Flaschen und Knallern attackiert. Auch Berlin reiht sich in die Pfingstliste homophober Vorfälle ein: Jugendliche rissen die zentrale Regenbogenfahne des Landes Berlin herunter. **TS**



Bürgerbeteiligung Offliner

Die Deutschen würde sich ja schon mehr politisch engagieren, wenn man sie ließe – das will eine von der Bertelsmann-Stiftung bezahlte Umfrage herausgefunden haben. Hoch im Kurs des universellen Gesamt-Mutbürgers stehen direkt demokratische Formen wie Volksbegehren, weniger Zustimmung finden die gute alte Parteimitgliedschaft. Interessant ist: Die demokratischen Potenziale des Internets sind vielen fremd. Online-Voten und E-Petitionen sind für viele keine Wahl. Und natürlich schreiben die Deutschen lieber einen Leserbrief statt zur Demo zu gehen. Vereint ist man dann wieder in der Skepsis: 76 Prozent glauben nicht, dass die Politiker mehr Bürger-Mitbestimmung wollen. **TS**



Bernhard Heisig Anpassung und Dissidenz

Manchen blieb er einfach ein DDR-Staatskünstler – doch mit solchen Schablonen konnte man einem Bernhard Heisig nie beikommen. Anpassung und Dissidenz, es gab beides im Leben des großen Leipziger Malers. Nur zwei Werke, darauf bestand Heisig, habe er im Regierungsauftrag geschaffen: eines für den Palast der Republik, eines für den Reichstag. Seine „Wut der Bilder“, so der Titel einer Retrospektive, schlägt dem Betrachter aus beiden entgegen. Der Krieg, daran erinnerte der frühere *Freitag*-Herausgeber Christoph Hein, war sein Lebensthema. Heisig hatte die Schrecken als Jugendlicher noch erlebt. Am vergangenen Freitag ist der 87-jährige in seinem Haus in Strodehne gestorben. **TS**

1941 Der erste Tag

Zeitgeschichte Als 153 deutsche Divisionen vor 70 Jahren gegen die Sowjetunion losschlugen, ziehen sie aus dem II. in einen III. Weltkrieg. Der Gegner soll nicht besiegt, sondern ausgerottet werden

■ Lutz Herden

Die Morgenluft am Bug ist feucht und dicht. Still vom Fluss zieht leichter Nebel weit ins Land. Weit hinein, auf und davon. Deinen Augen wirst du nicht trauen an diesem Tag, Elisaweta Jakutina, und hoffen, wenn du noch hoffen kannst, dass dir dein Kopf nicht wegnimmt vor Schmerz. Man setzt sich auf keinen Stein an solchem Morgen. Jeder Stein ist kühl und zieht die Wärme aus dem Körper. Wenn die Vögel schreien wie wahnsinnig, hat der Totentanz begonnen.

Die Festung Brest, gelegen am Zusammenfluss von Bug und Muchawez, ist am 22. Juni 1941 erstes Angriffsziel der Heeresgruppe Mitte unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls Fjodor von Bock. Dessen 45. Division soll den russischen Vorposten bis 12.00 Uhr mittags einnehmen – seine Kasernen und Forts, die Schulen, den Kindergarten und die Häuser für die Offiziersfamilien, die kleine Stadt hinter Wällen aus Felsstein und Ziegeln, gebaut über Tavernen und Kasematten.

Normalerweise leben hier 8.000 Menschen, doch der 22. Juni 1941 ist ein Sonntag. Erst in der Nacht darauf endet der Wochenendurlaub. Niemand rechnet mit einem Angriff. Etwa 3.500 Soldaten schlafen in den Kasernen, als um 4.00 Uhr der Trommelfeuert beginnt. Auch Elisaweta Jakutina schläft noch, sie hat ihre Abiturfeier hinter sich, die Abschiedsstimmung noch nicht. In den nächsten Tagen will sie nach Minsk, um sich am Technikum einzuschreiben. Ein Buch mit Gedichten von Alexander Blok, das Abschiedsgeschenk ihrer Lehrerin, liegt aufgeschlagen am Bett. „Die dumpfe Jahre nur erfahren. Erinnern ihren Weg nicht mehr. Als Kinder der russischen Schreckensjahre fiel uns ein Vergessen schwer.“

Nun aber liest sie nicht mehr. Rast ins Freie wie die ändern. Barfuß in den Krieg, den Mantel übergeworfen, ein dahintreibender Minutenschlag. Die Straße entlang bis zum nächsten Graben oder Tor der Festung. Über sich den Himmel von Brest, schwarz und voller Flugzeuge. Nur wohin? Es gibt keinen Schutz gegen Feuerwände, die sich rasch und überall erheben. Wer auf der Flucht den Angreifern zu

nahe kommt, muss sich unter ihre Geschütze legen. Kinder bekommen in Minuten graue Haare. Aus den Ohren sickert Blut. Auf den Gesichtern liegt ein Entsetzen, als hätten sie die kommenden Jahre gesehen.

Deutschlands Krieg im Osten ist vom ersten Tag an ein Krieg der „Endlösungen“. Er soll, „das Asiatisch-Minderwertige, besonders das Judentum beseitigen“ (Hitler), den sowjetischen Völkern für immer das Existenzrecht nehmen, Leningrad und Moskau auslöschen, die Intelligenz und Führungsschicht der UdSSR liquidieren. Generalstabschef Franz Halder notiert am 30. März 1941 nach einer Runde im Führerhauptquartier, mit dem *Unternehmen Barbarossa* ziehe man in einen „Vernichtungskampf“ und führe nicht Krieg, „um den Feind zu konservieren“. „Der Kampf wird sich unterscheiden vom Kampf gegen den Westen. Im Osten ist Härte mild für die Zukunft.“

Als die 153 Divisionen der Wehrmacht mit 3.580 Panzern, 7.481 Geschützen und 2.110 Flugzeugen am 22. Juni 1941 losschlagen, führt ihr Vormarsch aus dem Zweiten in einen Dritten Weltkrieg. Der Gegner soll nicht besiegt, sondern ausgerottet werden bei diesem Kreuzzug im Namen der germanischen Kultur, die zeigt, was sie kann, und die Kreuzfahrer nicht nur auf Härte, sondern Barbarei eingeschworen hat. Etwa mit dem *Kriegsgerichtsbarkeitserlass* vom 13. Mai 1941, der bei Handlungen gegen „feindliche Zivilpersonen“ jeden „Verfolgungszwang“ aufhebt, auch „wenn die Tat zugleich ein militärisches Verbrechen“ ist. Das gilt besonders den im Hinterland operierenden Einsatzgruppen der SS, die allein im ersten Kriegsjahr eine halbe Million Menschen aus der jüdischen Bevölkerung ermorden. Am 6. Juni 1941 hat das Oberkommando der Wehrmacht außerdem den *Kommissarbefehl* erlassen, der Politoffiziere der Sowjetarmee nicht als Soldaten anerkennt. „Sie sind nach durchgeführter Absonderung zu erledigen.“ Und die „wirtschaftspolitischen Richtlinien des Wirtschaftsstabes Ost“ – sie verfügen am 23. Mai 1941, dass „Russlands Getreidezonen“ künftig Deutschland gehören, weil der Krieg nur weiterzuführen sei, „wenn die gesamte Wehrmacht im 3. Kriegsjahr aus Russland ernährt wird“. „Viele 10 Millionen von



Die SS meldete 807 vernichtete sowjetische Dörfer allein für Juli 1943

Deutschlands Krieg im Osten soll von Anfang an ein Krieg der „Endlösungen“ sein

Menschen“ würden „in diesem Gebiet überflüssig und werden sterben“, befindet der Wirtschaftsstab Ost ungerührt.

Schon am ersten Tag des Angriffs wird die Wasserversorgung der Brestester Festung zerstört. Nur nachts kann es noch gelingen, zum Bug hinunter zu kriechen, die Feldflasche am Gürtel oder eine Büchse am Hals. Flak-Scheinwerfer der Wehrmacht leuchten das Ufer aus, kurze Feuerstöße folgen. Raben flattern kreischend auf.

Polina Stankowa, damals Schwester im Hospital, erinnert sich: „Bei uns lagen etwa 400 Patienten, von denen nach dem Ende der Kämpfe nur ein einziger überlebt hatte – Jewgenij Blochin, der noch am 22. Juni operiert wurde und deshalb das meiste Wasser bekam von dem wenigen, das wir hatten...“ Alle anderen Kranken, auch die bei den Kämpfen Verwundeten, können kaum versorgt werden. Die Apotheke brennt aus, das Verbandszeug geht verloren, es wird Bettzeug in Streifen gerissen, bald auch die Unterwäsche der Schwestern, dann nichts mehr. Am schlimmsten ist das langsame Verdursten. Kehrt wirklich jemand vom Bug zurück, bleiben höchstens Tropfen für jeden. Es reicht nur, Verwundeten und Sterbenden die Lippen zu benetzen, auch wenn sie betteln und flehen. Wasser brauchen auch die Verteidiger der Festung, um ihre Ma-

schinengewehre zu kühlen. Den Verdurstenden ein paar Stunden Leben schenken oder für Stunden eine intakte Waffe haben. Was soll man tun? Wie sich entscheiden?

Am Nachmittag des 22. Juni 1941 spricht Außenminister Molotow über Radio Moskau, erst stockend, bald hastig, als würde ihm der Atem ausgehen und er das Ungeheuer auf sich zukommen sehen. „Es ist nicht das erste Mal, dass es unser Volk mit einem übermütigen, angreifenden Feind zu tun hat.“ Napoleons Große Armee ging 1812 in Russland verloren. „Dasselbe wird mit dem russischen Rand und Band geratenen Hitler geschehen...“

Im Aufmarschbefehl für die Heeresgruppe Mitte wird festgehalten: „Es ist der alte Kampf der Germanen gegen das Slawentum, die Verteidigung europäischer Kultur gegen moskowitzisch-asiatische Überschwemmung... Dieser Kampf muss die Zertrümmerung des heutigen Russland zum Ziele haben und deshalb mit unerhörter Härte geführt werden.“

„Ihr Jahre, die zu Asche brannten! Trugt Wahnsinn, Hoffnung ihr uns ein? Von Freiheitstagen, Kriegsgelagen. Zeigt's Antlitz blut'gen Widerschein“, hat Elisaweta bei Blok gelesen, bevor sie aus dem Haus stürzt, keinen kühlen Stein findet und nicht mehr erfahren wird, das in den nächsten Tagen von Minsk nur Ruinen bleiben – auf Jahre hinaus.

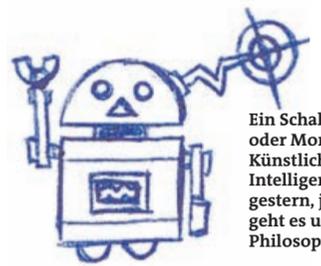
Am 29. Juni, eine Woche ist vergangen, seit erste Bomben auf die Brestester Zitadelle fielen, werden von der 45. Infanterie-Division Flammenwerfer in die vorderste Linie befohlen. Deren Feuerzungen – 4.000 Grad heiß und 30 Meter lang – schlängeln sich durch jeden Schützengraben, jeden Kellergang, jedes Treppenhaus, jedes Menschenleben. In den Kasematten von Brest hinterlässt diese Waffe zusammengeschrumpfte oder nicht mehr auffindbare Leiber in Gräften aus geschmolzenem Mauerwerk, deren Ziegel zerlaufen wie flüssiges Blei. „Im Osten ist Härte mild für die Zukunft“, hat Generaloberst Halder notiert.

Als am 20. Juli der letzte Widerstand in Brest erlischt, steht die Heeresgruppe Mitte mit ihren Panzern schon vor dem Smolensker Kessel, der sie lange aufhalten wird bei ihrem Marsch über die „Rollbahn“ oder Autobahn Nr. 1, die direkt nach Moskau führt. Kriegsgefangene müssen die Toten aus der Festung bergen. Was sie sehen, ist nicht zu ertragen. Da liegen Arme, Beine und Körper, unmöglich herauszufinden, was zu wem gehört. Über Elisaweta Jakutina war nichts mehr zu erfahren nach jenem 22. Juni 1941. „Ihr Jahre, die zu Asche brannten!“

Weltall Terrence Malicks Film „The Tree of Life“ S. 14

Erde Wie Shopping die Stadt verändert S. 15

Mensch Hans Falladas später Erfolg in Israel S. 16



Ein Schaltkreis oder Moral? Künstliche Intelligenz war gestern, jetzt geht es um Philosophie S. 18

der Freitag | Nr. 24 | 16. Juni 2011

Ich bin meine eigene Person

Überlebensfragen Die Soziologin Saskia Sassen erzählt zum ersten Mal eine Geschichte, die ihr ferner ist als die Welt – ihre eigene, als Tochter eines SS-Mannes, der Adolf Eichmann interviewte



FOTO: ANNETTE HAUSCHILD/AGENTUR OSTREUBZ; ILLUSTRATION: THIRAXIE

■ Matthias Dell

Es ist natürlich überflüssig, Saskia Sassen in New York zu treffen. Saskia Sassen ist selten zu Hause, allein in Deutschland hat sie im Mai die Bielefelder Niklas-Luhmann-Gastprofessur angetreten und weilte zuletzt in Berlin auf einem Marxismus-Kongress (Freitag vom 9. Juni). Zuhause ist bei der Soziologin, deren prominenter Name sich ihren Arbeiten zu den Effekten der Globalisierung verdankt, ein vager Begriff – schon weil es mindestens zwei davon gibt, eine Wohnung in London und die in New York. Wenn beider Reiseprogramme es ergeben, trifft sie zu Hause ihren Mann Richard Sennett, einen nicht minder prominenten Soziologen.

Es ist in diesem Fall vielleicht nicht unwichtig, Saskia Sassen in New York zu treffen, am Washington Square, an einem Samstag zwischen zwei Reisen und mit konstant hohem Arbeitspensum. Denn es soll nicht um die globale Stadt gehen oder das Paradox des Nationalen, sondern um ihre Geschichte als Tochter ihres Vaters: Willem Sassen, Anhänger von Hitlers Nationalsozialismus, Waffen-SS-Mitglied, Journalist, nach dem Krieg mit seiner Familie aus Holland nach Argentinien geflohen, von wo aus er berichtete über Diktatoren wie Stroessner und Peron, mit denen er Umgang hatte, etwa für den Stern seines SS-Kollegen Henri Nannen. Bekannt geworden ist Sassen, weil er Adolf Eichmann interviewte hat, und Eichmann ihm mehr von seinen Überzeugungen erzählte, als er später vor Gericht zugeben wollte.

Der deutsche Filmemacher Raymond Ley hat, basierend auf den Sassen-Interviews, ein Dokumentardrama gedreht, das letzten Dezember in der ARD zu sehen war; Saskia Sassen kommt als Zeitzeugin in Eichmanns

Ende zu Wort. Die Recherchen von Ley haben eine Verbindung sichtbar gemacht, die nie verschwiegen wurde, die herzustellen selbst für jemanden, der beider Namen kannte, aber nicht nahe lag.

Saskia Sassen: „Ich habe ein eigenes Profil, ich werde wahrgenommen als diese Global-City-Soziologin, diese Migrationsforscherin, so dass ich nie als Tochter von jemandem assoziiert werden musste. Das ist selbst eine interessante kleine Story. Sie sagt etwas aus über *image building*.“

Saskia Sassen's Leben ist Teil des Feldes geworden, auf dem sie forscht. Sie ist eine globalisierte Person, mit keinem Ort verbunden, schon gar nicht mit dem fernen Fluchtpunkt einer Nazi-Biografie. Das Echo der niederländischen Herkunft, das man in ihrem Nachnamen hören kann, wird übertönt vom Sound der Zwangsläufigkeit einer akademischen Karriere, die sich nach den Adressen des Wissenschaftsbetriebs richtet.

„Manche Leute dachten, ich sei die Tochter eines Öl-Magnaten, weil Shell ein holländisches Unternehmen ist. Ich komme viel rum, bin überall, ich kann mich kaum erinnern, an welchen Orten ich im letzten halben Jahr gewesen bin.“

Fragen nach einem Nazi-Vater zu stellen, hat etwas Unangenehmes. Man begibt sich in einen Bereich, in dem man nichts zu suchen hat, auch wenn die Nazi-Vergangenheit monströs ist und der Name prominent. Saskia Sassen macht es einem leicht. Sie will gefragt werden. Sie ist nicht oft gefragt worden zu ihrem Vater; vor ein paar Jahren war sie in einer holländischen Fernsehsendung, dann in dem Film. Die Fragen, die ihr gestellt werden, sind die Fragen, die

sie sich nicht gestellt hat, Wegweiser zur eigenen Geschichte.

„Da sind Leerstellen. Und jetzt denke ich manchmal, ich wünschte, ich hätte meinem Vater mehr von diesen Fragen gestellt, die ich gestellt bekomme. Wobei ‚wünschte‘ mehr eine rhetorische Formulierung ist als ein reales Gefühl.“

Der Satz sagt viel über das Verhältnis zur Vergangenheit, das Saskia Sassen unterhält. Die Vergangenheit ist etwas, das sie hinter sich gelassen hat, hinter sich lassen wollte, und dem sie sich nun so annähert wie der Welt: reflektierend, von außen.

„Mein Mann hat einmal bemerkt, ich sei an der Welt viel mehr interessiert als an meiner eigenen Psychologie. Mein Mann sagt, ich habe ein geistiges Leben, insofern ich mich mit Ideen beschäftige und starke moralische Überzeugungen habe, aber ich habe kein psychologisches Leben. Dabei müsste mein Hauptinteresse meine eigene Vergangenheit sein, gerade in den USA. Hier, wo so viele Biografien geschrieben wurden, in denen das für alle Zeit Prägende in der Kindheit passiert und nichts mehr danach.“

Zu spüren ist, dass Saskia Sassen nicht häufig geantwortet hat. Ihre Sprache sucht, die Beschreibungen wirken nicht routiniert, die Lautstärke wechselt vom lauten Lachen über stützendes Bekräftigen und dramatisches Schwelgen bis hin zu staunendem Flüstern, je nachdem, wie nah sie ihrer Geschichte kommt. Das Entscheidende scheint der Zeitpunkt zu sein, an dem Saskia Sassen Antworten gibt. Der Zeitpunkt konnte nicht viel früher sein als: jetzt.

„Ich habe mein eigenes Leben. Ich bin von zu Hause weggegangen, als ich 18 war,

ich kam hierher als illegale Immigrantin. Ich spüre so sehr, dass ich mein eigener, autonomer Mensch bin. *I've constructed myself*.“

Es ist nicht so, dass früher niemand etwas wissen wollte.

„Susan Sontag fragte mich einmal nach meiner Herkunft, und ich signalisierte ihr ein wenig: eine dieser komplizierten Geschichten. Diese Leute, Leute wie Susan Sontag, die forschten nicht neugierig nach: ‚Ach, ja, wirklich? Schießen Sie los! Es ging darum, mich einzuordnen. Ich glaube, sie hat es verstanden.“

Davor die Angst, erkannt, nicht verstanden zu werden, am Anfang, in den USA.

„Ich war in Sorge, verstossen zu werden. Der Kern von Rassismus: Du bist von anderem Blut! Die Beklemmung, dass sie wissen konnten, dass ich die Tochter von Willem Sassen bin. Ich fühle mich nicht schuldig, nur die Angst vor dem Gefühl, nicht dazugehören zu können, war sehr stark. Je mehr Jahre vergingen und ich das Subjekt wurde, dass ich bin, um so sicherer fühlte ich mich.“

Image building. Nicht als Beschönigung, sondern als Sich-Wappnen gegen die Einsamkeit nach dem Schritt aus der Enge.

Es war kompliziert zwischen uns, aber so war es am Ende in Ordnung

„Es gibt Leben, aus denen Sie rauswollen. Als ich fünf war, begann ich eine Fantasie zu entwickeln, einen Tagtraum: Was würde es bedeuten, zu gehen und zu überleben? Jedes Mal, wenn ich mit mir allein war, dachte ich darüber nach. Es ging um verschiedene Punkte: die Essensfrage, die Kleidungsfrage, wo würde ich leben, wie würde ich mich schützen? Das war meine Fantasie, ich hatte sie ausdefiniert bis ins Detail, und deshalb war ich bereit, als illegale Immigrantin nach New York zu kommen. Ich war bereit, nur auf mich gestellt zu überleben. Mein erstes Wort war nicht ‚Mama‘ oder ‚Papa‘, mein erstes Wort war ‚Mond‘.“

Der Abdruck, den die Biografie des Vaters, im Leben von Saskia Sassen hinterlassen hat, ist schemenhaft.

„Ich war nicht glücklich zu Hause. Meine Mutter wollte weg, sie wollte uns Kinder nach Europa bringen. Meine Mutter war eine Kritikerin meines Vaters, meine Mutter akzeptierte es niemals. Es wurde sichtbar in den Streits, die meine Eltern führten. Deswegen bin ich weg, bevor ich erwachsen war, weil ich wusste, das könnte so weiter gehen für immer.“

Die Eltern lassen sich später scheiden.

„Ich wollte weg. Ich war 16 und begann Geld zu sparen für ein One-Way-Ticket auf einem Schiff. Meine Eltern waren schockiert, aber sie wussten, dass ich es ernst meinte: Alles, was ich will, ist hier rauskommen! Auf dem Schiff log ich: Ich reise mit einer Tante, ihr gehe es nicht gut. 23 Tage lang bis nach Hamburg, von da den Zug nach Amsterdam, wo Verwandte mich abholten. 23 Tage lang, Lunch, Dinner, immer taktische Überlegungen, wo sitzen? Ich konnte nicht zu den jungen Leuten, weil ich zeigen musste, dass ich mit alten reiste. Die alten Leute dachten: So ein nettes, hübsches Mädchen. Niemandem fiel auf, dass ich allein reiste. Ich umgab mich mit einer unsichtbaren Mauer. Weil ich keine Verteidigung gehabt hätte.“

Ein Nachmittag ist zu kurz, um eine Geschichte zu hören. Hier: auch um sie zu verstehen. Vieles ist ungeordnet, nicht ge-

strafft von wiederholter Erzählung. Ihr Geburtsjahr nennt sie 1947, im Internet steht 1949. Die Frage, wann ihr Vater gestorben sei, macht Saskia Sassen verlegen. Nicht weil es ihr peinlich ist, dass sie es nicht weiß, sondern weil sie es nicht weiß.

„Ich war nicht da, als er starb. Meine Schwester hat ihn beerdigt. Lassen Sie uns überlegen, 2004, 2005, so in der Richtung, kann das sein?“

2001, sagt die Wikipedia. Wenn man die Vektoren – ein Wort, dass Saskia Sassen häufig verwendet – ihrer Bewegungen aufzeichnete, käme ein wildes Bild heraus in den Jahren nach ihrer Flucht aus Buenos Aires. Sie reist nach Paris, arbeitet in einer Fabrik, kommt zu Verwandten nach Bayern, landet unter „Bataillonen von Adligen“, eine Tante, Francisca von Taufkirchen bemerkt, dass sie etwas anderes braucht, bringt sie nach Italien, dort wieder beste Gesellschaft, aus der sie flieht, Arbeit in der Fabrik, kaum Geld, ziemliche Verweilung. Dann New York. Die erste Anstellung in der Provinz, erste Heirat, einziger Sohn, später Karriere, Columbia University, Richard.

„Ich bin eine Wilde, meine Mutter sagte immer: Ich bin so froh, dass du Richard geheiratet hast, weil er dich zivilisiert. Ich bin wirklich ignorant, ungebildet, aber die Leute glauben mir das nicht. Sie nehmen an, dass die Person, die ich war, etwas mit der Person zu tun hat, die sie kennen und die wie alle Europäer gebildet ist. Mein Mann ist schrecklich zivilisiert, er hat schließlich akzeptiert, dass ich unzivilisiert bin. Sie denken vermutlich auch, dass ich übertreibe.“

Noch einmal der Vater. Saskia Sassen sagt, dass er mit keinen „kriminellen Aktivitäten“ in Zusammenhang gebracht worden sei. Sagt, dass er die lokalen Nazis in Buenos Aires gehasst habe, wie er Goebbels gehasst hat, der ihn einmal ins Gefängnis werfen ließ, weil er von der offiziellen Linie abgewichen war. Sagt, dass sie zu wenig weiß, dass es missing links gibt in ihrer Geschichte von ihm, etwa das Gerücht, dass er für den Mossad gearbeitet habe. Später entspannt sich das Verhältnis.

„Ich habe mit meinem Vater schließlich Frieden gefunden. Frieden heißt, dass ich an einem Tisch mit ihm zu Abend essen und es genießen konnte. Mein Vater war gut mit meinem Sohn, und mein Sohn

ANZEIGE

FESTIVAL

ÜBER LEBENSKUNST

17. – 21.08.2011

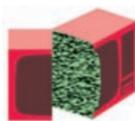
PERSPEKTIVEN
NACHHALTIGER LEBENSKUNST
HAUS DER KULTUREN DER WELT

www.ueber-lebenskunst.org

liebe meinen Vater. Wir haben ein Haus auf dem Lande, mein Vater besuchte uns einmal im Jahr, er war eigentlich ein Künstler, mein Sohn ist Künstler, so waren sie sich nahe. Mit meinem Mann verband ihn die europäische Kultur, der Wein, gutes Essen. Es war ein Spaß für ihn, mit meinem Mann und meinem Sohn zu sein, gar nicht so sehr mit mir. Es war kompliziert zwischen uns und er wusste das, aber so war es in Ordnung.“

Rascher Abschied. Saskia Sassen ist wieder im Jetzt, also im Morgen, in der Arbeit, vor der Reise. Ihre Geschichte ist ihr etwas fremd. Auch weil sie so merkwürdig ist.

„Es gibt zuviel in dieser Geschichte. Das ist der Grund, warum ich nicht gern darüber spreche. Es ist kompliziert. Als Fiktion würde es bemüht klingen. Wenn ich einen Roman darüber schriebe, würde jeder sagen, das ist so ein unglaublicher Charakter. Aber das bin ich.“



Medientagebuch

Kino.to mag tot sein, der Film im Netz aber lebt

Keine zwei Monate ist es her, da zogen die großen US-Filmstudios sich den heftigen Zorn der Kinobetreiber und einiger Starregisseure von James Cameron bis Michael Mann zu. Warner, Universal und Co. hatten beschlossen, dass demnächst die Blockbuster-Auswertung schon 60 Tage nach Kinostart auf Video-Demand möglich sein soll. Zuerst nur einzelne Filme, zum absurden Preis von 30 Dollar je Abruf. Die Marschrichtung ist klar: Das Verkaufen, Verleihen und Streamen im Netz rücken an die zweite Stelle der Wertungskette. Die DVD gilt als mehr oder weniger tot, die Blu-Ray ist kein vergleichbarer Erfolg. In den USA setzt der vormals reine DVD-Verleiher Netflix mit einer immens erfolgreichen Streaming-Flatrate alle anderen unter Druck.

Was hat das nun mit der von der Verwerterindustrie gerade groß gefeierten Schließung der Videostream-Linksammlung kino.to zu tun? Sehr viel, denn kino.to war die Sorte von windschief zusammengetricktem Netz-Angebot, die dort entsteht, wo es die legalen Geschäftsmodelle, auf die Hollywood zuzusteuern versucht, noch nicht gibt. Mit wackelnden Kameras abfilmte Blockbuster werden bei Filehostern hochgeladen, eine Horde von Linksuchern stellt die Adressen auf Seiten wie kino.to (es gibt eine Menge davon), und die Nutzer erdulden Glücksspiel- und Porno-Werbung und serienweise aufpoppende Fenster, um sich angesichts der scheußlichen Ton- und Bildqualität ständig zu fragen, ob die schemenhafte Bewegung im Videorahmen dem unruhigen Vordermann des Abfilmers oder doch der Spielfilmhandlung zuzurechnen ist.

Viel sinnvoller, und also für die Verwerter problematischer, ist die Sache zugegeben bei US-Fernsehserien – da ist die Quasi-Tagesaktualität in perfekter Qualität zu haben. Was aber das Kino angeht, so sind die von der Industrie genannten Einnahmeverluste durch Filesharing- und Streaming-Piraterie im neunstelligen Bereich kühne Fabulation. Das Problem der Filmindustrie ist mit dem der Musikindustrie nicht vergleichbar. Wo die Lösung der Musik-Daten vom physischen Träger ohne große Informationsverluste möglich ist, sind die Streaming-Versionen der Blockbuster ein schlechter Witz. Es sind gerade nicht die später auftauchenden DVD-Kopien, die die enormen Abrufzahlen verursachen, sondern die brandheißen Versionen in Cam-Qualität. Schwer vorzustellen, dass eine derartig degradierte Voransicht die Massen wirklich vom nochmaligen und eigentlichen Betrachten des Films im Kinosaal abhält.

Ohnehin ist die Schließung von Angeboten wie kino.to eine eher symbolische Sache. Es bleibt ein Kampf gegen die Hydra: Wo ein Dienst gegenigapt wird, wachsen viele andere nach. Dazu kommt, dass mit guten Gründen so recht kein legales Kraut gegen die meisten der beteiligten Instanzen gewachsen scheint. Die User sind de facto sowieso und vermutlich sogar de jure als bloße „Fernseher“ aus dem Schneider. Selbst der Status von Links zu illegalen Angeboten versammelnden Seiten wie kino.to ist juristisch nicht völlig geklärt.

Die Geschäftserfolg versprechenden Wege aus diesen digitalen Dilemmata sind ohnehin andere. Netflix geht mit enormen Gewinnen voran. Es läuft zum Unwillen der zähneknirschend einwilligen Industrie auf attraktive Flatrates für den Verbraucher hinaus. Das Video-on-Demand-Fenster wird dem Kinostart näher und näher kommen. Nicht gut sieht es für die DVD aus. Das Kino als ganz anderes Ereignis aber wird die Konkurrenz aus dem Netz überleben. Und die nostalgischen Kinosaal-Monotheisten müssen irgendwann einsehen: Der Film ist im Internet längst zu Hause. *Ekkehard Knörer*

Film „The Tree of Life“ von Terrence Malick

Der Herr spricht in Rätseln



Das für alle Zeit Prägende passiert in der Kindheit und danach nichts mehr: Brad Pitt (M.) als darwinistischer Vater

Eine rötlich zitternde Flamme in raumloser Dunkelheit steht am Anfang von *The Tree of Life*, Terrence Malicks erst fünfter Regiearbeit in gut 40 Jahren. Ein Film, der sich mit einer elementaren Geste selbst das Licht anmacht, bevor ein theologisch durchwirktes Knabengeflüster einsetzt, das in den folgenden zweieinhalb Stunden weder verstummen noch zur festen Stimme werden wird. Das Buch Hiob ist Stichwortgeber: „Herr, was sind wir für Dich?“ Und: „Wie soll ich rechtschaffen sein, wenn Du es nicht bist?“

Das Ich, das die schwere Last der Theodizee mit kindlichem Erstaunen vor sich hin wispert, ist in der Gegenwart des Films dem sorgenerfurchten Knittergesicht von Sean Penn zugeordnet, der sich wie ein Geist durch luxuriös entfremdetes Ambiente bewegt. Dazu unverständliche Satzketten, Geräusche von Mitmenschen, die dem Ich nur unspezifisches Rauschen sind. Dieser allen und allem entrückte Jack O'Brien ist in seiner Kindheit stecken geblieben.

Wellenartig schlagen fragmentarische Bilder und Töne aus dem texanischen Waco

der fünfziger Jahre über Jack zusammen, überschreiben das Hier und Jetzt. Vor der Rückblende in die Provinz der Eisenhower-Ära nimmt *The Tree of Life* einen kosmischen Umweg, der mit Formationen fliegenden Vogelschwärmen noch relativ diskret beginnt, dann aber bis zu einem recht unruhig animierten Dinosaurier eskaliert, den eine Art Moralerkenntnisblitz durchfährt. Eine ziemlich verrückte (und sehr lange) Sequenz, die Lavaströme, Canyon-Schluchten, Quallen, rotierende Planeten und andere Attraktionen zwischen Makro-

Bühne „Tape“, Kammerspiele, Deutsches Theater, Berlin



Gewalt ist keine Lösung

Mit *Tape* hatte in den Kammerspielen des Berliner Deutschen Theaters ein Stück Premiere, welchem es in Zeiten von Strauss-Kahn und Kachelmann-Prozess an Brisanz nicht mangelt. Ohne Umwege oder dramaturgische Experimente bringt Regisseur Stefan Pucher in seinem DT-Debüt diese amerikanische Variante einer *ménage à trois* auf die Bühne; ein Punktsieg, keine Sensation.

Wobei sich von Bühne eigentlich nicht sprechen lässt, denn diese ist auf Kniehöhe dem muffigen Mobiliar des Motelzimmers gewichen, in dem die Handlung des Einakters kurzweilig dahinfließt und das dem Publikum auktoriale Einblicke ins amouröse Klassentreffen bietet.

Der Plot scheint zunächst übersichtlich: Vince (Felix Goeser) trifft seinen Highschool-Freund Jon (Bernd Moss) und bringt ihn dazu, die zehn Jahre zurückliegende Vergewaltigung von Amy (Nina Hoss) zu gestehen. Als Amy später hinzukommt, will sie von sexueller Nötigung nichts gewusst haben. Bei der Textvorlage von Stephen Belber steckt die Raffinesse im Detail. Denn die Figuren Jon und Vincent stehen sich als gesellschaftliche Antipoden gegenüber. Jon, ein Filmemacher aus der Mittelschicht, dessen bürgerliche Fassade im Stück zu bröckeln beginnt, glaubt an Richtigkeit von gesellschaftlicher Verhaltensnormierung und die Rationalität des Guten: „Der Versuch, korrekt

zu bleiben, ist immer noch besser, als ein komplettes Arschloch zu sein.“ Die Figur des Vince hingegen hält sich selbst für Abschaum und einen Versager, der als hedonistischer Drogenkonsument den nihilistischen Kyniker ohne Antrieb und Haltung mimt.

Dafür muss er sich von Jon moralinsaurer Vorträge anhören („Du könntest mehr aus dir machen“), und unvermeidlich geraten diese beiden Lebensentwürfe in Konflikt. Gewalt deutet sich am Ende in jeder ins Missverständnis gedrifteten Äußerung an („Wichser“, „Fickdich“, „Schnauze“).

Nachdem Raum, Zeit und Handlung am Höhepunkt angelangt sind – Jons versuchte Entschuldigung bei Amy für den „unsanften“ Sex damals –, nimmt die Katastrophe ihren Gang. Das Stück dekonstruiert sich selbst, indem es die Figuren durch ein permanentes sokratisches Warum an die Grenzen ihrer Rollen, Pläne und Motive führt: Die Wahrheit könnte auch eine andere sein. Die Geschichte changiert zwischen Fiktionalität und Faktualität und stellt neben der Frage, wie Entschuldigung und Vergebung gelingen könnten, auch jene nach der Verlässlichkeit der eigenen Erinnerung. Jon ist sich nicht mehr sicher: „Ich glaube, ich habe dich vergewaltigt!“ Amy lässt die Situation in der Schwebe. Jon und Vince, inklusive Publikum, können sich nicht sicher sein, ob die Vergewaltigung tatsächlich passiert ist.

Moss, Hoss und Goeser (die beiden Letzteren: Foto) spielen souverän, leidenschaftlich, aber eindimensional. Auch will Goesers kräftige Statur nicht so recht zum Drogencharakter passen, der Vince sein soll. Sinnlich eindrucksvoll wirken dann nur die musikalischen Verfremdungseinlagen – Nina Hoss an der E-Gitarre, Moss am Bass und Goeser am Schlagzeug.

Man wird den Eindruck nicht los, dass der aus dem amerikanischen Original übernommene Text im Deutschen eine eigene Dynamik entfaltet. Manche Stellen wirken distanziert und aufgesetzt, beklemmende Passagen mutieren zur ironischen Karikatur. Auch hat das Bühnenbild (Nikolaus Frinke) zu große Räume geschaffen – ein gedrungener Korridor wäre geeigneter für die Irritation und Intimität dieser Sprechakte. *Andreas Wiebel*

Lauschangriff

Das Beben der Jüngeren

Sonny Rollins, Herbie Hancock, Wayne Shorter – immer wieder dieselben Namen, seit einem halben Jahrhundert. Von alten Männern ist die Rede, wenn es um Jazz geht, oft auch von solchen, die lange tot sind: John Coltrane, Charlie Parker, Miles Davis, Chet Baker, Duke Ellington, gar Louis Armstrong.

Daneben gibt es eine große Zahl an früh vergreisten Kunstwärrern, Heerscharen von Absolventen der Jazzstudiengänge von Berklee bis Weimar, die – wie Pat Metheny gerne anmerkt – zwar „die Vokabeln des Jazz gelernt haben, aber in dieser Sprache nichts zu sagen haben“. Alte Männer versus begabte, aber kantelose Eleven – so könnte man den Jazz sehen.

Aus der Ferne. „Jazz is not dead, it just smells funny.“ Frank Zappas Bonmot über den Zustand der Kunstform verströmt längst selbst ein reichlich unfrisches Aroma. Denn es gibt eben auch noch die anderen, die jungen, die frischen Musiker. Es gibt sie dort, wo die Musik entsteht, wo kein teures Studio-Equipment auf die Uhr weist, keine berühmten Produzenten Renditen kalkulieren und keine Gastsoolisten über die ausstehende Miete sinnieren. Und allen Unkenrufen zum Trotz ist noch immer New York der Ort, wo diese Musiker aufeinander treffen – damit es zu den musikalischen Reaktionen kommen kann, die Wirkung hinterlassen.

So wie vor 40 Jahren in Sam Rivers' Loft in Manhattan sind es auch heute eher kleinere, eher unscheinbare Orte, in denen sich diese Musiker treffen. Mal ein Club, mal ein Proberaum, mal ein Wohnzimmer, mal eine Werkstatt, mal auch bei einem kleineren Festival. Im Untergrund hat sich diese Szene auf eine Weise konsolidiert, dass die Frage nach ihrem Geruch fast zu vergessen ist.

Das musikalische Niveau dieser Musiker ist so hoch, wie das wirtschaftliche Poten-

und Mikrokosmos, Galaxie und Gebärmutter zur brachial naiven Weltentstehungsmetapher hochpitcht. Dabei hatte Gott noch am Anfang des Films gefragt: „Wo warst Du, als ich die Erde gründete?“

Auf den Trickfilmexzess, den man auch nicht besser versteht, wenn man weiß, dass Malick einmal einen Heidegger-Aufsatz ins Englische übersetzt hat, folgt eine Kindheitserzählung, die sich wie eine Verballhornung des Ödipus-Komplexes ausnimmt. Der reaktionäre Vater – Brad Pitt legt seinen schweren Unterkiefer mit Gusto in diese Rolle – lehrt seine Kinder einen primitiven Survivalismus, an dem er schließlich selbst zerbricht. Ist er auf Reisen, wird die erotisierte Mutter von ihren Jungs jauchzend durch die gute Stube gejagt. Auch Gott ist dann gut drauf: Wenn Mrs. O'Brien fragend in den Himmel blickt, schallt fröhlich-sinnentleert Smetanas *Moldau* zurück. Herr, Du sprichst in Rätseln.

Über allem schwebt ein später erlittener Verlust, der nur angedeutet wird: Der Tod von Jacks Bruder, ein Ereignis, das diese erinnerte Kindheit endgültig in eine Erfahrung von Negativität umschlagen lässt und offenbar den Grund für die psychische Zerrüttung des erwachsenen Jack darstellt, den Sean Penn mit genau einem Gesichtsausdruck spielt.

Wer den ins spirituelle Delirium überhöhten Psychoanalyse-Überbau, das immergleiche Hiob-Gemurmel, die naturlich dräuenden Gesamtkunstwerk-Wirkungstreffer, den irren Digi-Dino und den ironiefreien Jenseits-Kitsch des Finales aushält, wird allerdings mit einigen sehr schönen Passagen entschädigt. Momenthaft geht *The Tree of Life* in seiner technisch brillanten filmischen Fluidität auf: Nie steht die Kamera still, immer ist alles Bewegung in den Raum hinein, wird in die Bewegung virtuos neue Bewegung geschnitten. Intensives Werden, das nicht nach einem Ursprung fragt. *Simon Rothöhler*

zial ihrer Musik gering ist: Musiker wie die Saxofonisten Steve Lohman und Jon Irabagon, die Trompeter Peter Evans und Taylor Ho Bynum, die Gitarristin Mary Halvorson, der Bigband-Arrangeur Darcy James Argue – sie alle beherrschen ihr Handwerk und lassen keinen Zweifel an der Berechtigung von technischer Brillanz. Sie haben von der Verbreitung der Jazzpädagogik profitiert, an Musikhochschulen eine erstklassige Ausbildung genossen und durch die Begegnung mit Protagonisten der verschiedenen Avantgarde wie Anthony Braxton oder Jackie McLean etwas aufgenommen, das sie weitertreibt.

Der Jazz ist hier nicht mehr der eine zentrale Referenzpunkt. Im Gegensatz zu früheren Generationen von Erneuerern, die sich von den Verfechtern der reinen Lehre in fruchtlose Debatten um Stilfragen verwickeln ließen und ihre Improvisationsmusik immer stärker von den Dramaturgien des Jazz abgrenzten, sehen diese Jüngeren den Jazz als ein historisches Modell unter anderen. Er liegt ihnen besonders am Herzen, und sie erkennen seine Errungenschaften neidlos an. Doch das Ziel ist eine Musik, in der Platz ist für die verschiedenen Einflüsse, die sich in jeder musikalischen Persönlichkeit amalgamieren – dazu mag der Rock eines Jimi Hendrix gehören wie der Swing eines Duke Ellington, das Experimentieren mit Schichten von Obertönen oder abstrakten Zahlensystemen, die Kinetik von Tanzmusik oder kammermusikalisches Spiel. Alles ist möglich für diese Musiker – innerhalb der Formensprache des Jazz, jenseits dieser Formensprache und an ihren Schnittstellen zu anderen Bereichen der Musik.

Und möglicherweise ist die Intensität, die sie über alle Szenenwechsel hinweg tragen, das Merkmal, an dem abzulesen ist, dass die Sparte der Musik, die man Jazz zu nennen gewohnt ist, vital ist wie selten zuvor. *Stefan Hentz*

Die Stadt ist ein Marktplatz

Bedürfnisbefriedigung Wie „Shopping“ zeitgenössische Urbanität bedingt und verändert



Auch die Kunst kann die Logos nicht ignorieren, wenn sie Stadt denkt: Larissa Fasslers „Kotti“ von 2008

■ Robert Kaltenbrunner

Wenn es stimmt, was der Kunsttheoretiker Boris Groys einmal behauptet hat, dass nämlich Shopping die erste Bürgerpflicht sei, dann ist ganz Deutschland nun zur Heimat der Großbürger geworden. Unweit des norddeutschen Neumünster etwa will der britische Investor McArthur Glen die Menschen – vor allem aus Hamburg – in ein eigenes Shopping-Dorf locken: ein Designer-Outlet-Center mit gut 100 Läden. Das ist kein Einzelfall. Allorten wachsen die Konsum-Anlagen; selbst in Klein- und Mittelstädten baut man unverdrossen neue Einkaufszentren, die dann „Galerien“ oder „Arcaden“ genannt werden.

Seit in den sechziger und siebziger Jahren überall Fußgängerzonen angelegt wurden, seit aus dem Einkauf für den täglichen Bedarf eine postmoderne Freizeitbeschäftigung geworden ist, bemächtigt sich „Shopping“ mehr und mehr der Stadt. Das hat tiefere Gründe. So notiert etwa der Soziologe Gerhard Schulze, Erlebnisorientierung sei „die unmittelbare Form der Suche nach Glück“. Im praktischen Alltagsverhalten der Menschen schlägt sich das räumlich nieder, weil Erleben und Glück nicht nur in der privaten Sphäre – vorm Fernseher oder im Bett, im Fitnessstudio oder an der Theke – gesucht und gefunden werden. Vor einiger Zeit hat der Architekt und Theoretiker Rem Koolhaas behauptet, dass sich die Rolle des öffentlichen Raums in den zeitgenössischen amerikanischen und europäischen Städten auf dessen konsumtiven Charakter reduziert habe. Shopping sei demzufolge die letzte verbliebene „öffentliche Handlungsweise“, weil der öffentliche Stadtraum von Kaufmechanismen geregelt werde und andere Bereiche urbanen Lebens – etwa die zwanglose Begegnung von Menschen, der Austausch von Meinungen, das Demonstrieren – vom System des Konsums verdrängt werden.

Das mag überzeichnet erscheinen. Gleichwohl liegt die Frage nach dem Zusammenhang von Shopping und Stadt

nahe. Gestellt worden ist sie allerdings höchst selten. Dennoch gibt es hier, historisch gesehen, eine enge Wechselbeziehung. Die Hansestädte sind ein schlagendes Beispiel dafür, wie stark eine Stadt einst von ihrem Handel und Gewerbe lebte: Für jeden Bewohner war dies täglich zu spüren und zu sehen, Erfolg und Verlust der Stadt gingen ihn unmittelbar an.

Zwar ist das heute durch die komplexen Geschäfts- und Logistikbeziehungen kaum mehr nachvollziehbar. Im Unterbewusstsein aber ist das Bild vom „Marktplatz“ bestimmend für eine erfolgreiche Verkaufsstrategie des Handels geblieben. So war es nur folgerichtig, dass im 19. Jahrhundert mit der Passage ein Bautypus entwickelt wurde, der eben dieses Bild neu belebte: mit einem Raumgefühl, das den Bedürfnissen und Süchten einer sich liberalisierenden Gesellschaft Rechnung trug und der illusionistischen Sphäre einer gebauten dschungelhaften Stadtwirklichkeit. Passagen sei-

Die Handelsarchitektur sucht das Milieu, das die industrielle Kultur überwunden glaubte

en, so Walter Benjamin, „Häuser, die keine Außenseite haben – wie der Traum“. Behütet vor den Widrigkeiten des Alltags wie Regen, Schnee und Straßenschmutz konnte man hier neue Erfahrungen sammeln: Die Welt im Kleinen, dazu noch käuflich.

Um die vorletzte Jahrhundertwende kam eine weitere Erfindung hinzu: das Kaufhaus. Dessen Prinzip – feste Preise, alles unter einem Dach – kam zwar aus Frank-

reich, aber Rudolph Karstadt, Abraham Wertheim und Leonhard Tietz haben das Kaufhaus hierzulande so prominent wie opulent gemacht: Die palastartigen Bauten wurden zu Landmarks in den Städten, ihr Angebot übertraf alles bislang Bekannte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verkürzte sich das Kaufen auf Bedürfnisbefriedigung: Die Warenhäuser wurden zu gesichtslosen Boxen mit maximierter Verkaufsfläche, beim Discounter übernahm der Kunde die Rolle des Hilfslageristen, wenn er die Waren aus der Transportverpackung befreien musste. Heute stehen wir vor einer Situation, in der zweierlei Formen des Einkaufens parallel existieren.

Schloss-Arkaden

Zum einen die herkömmliche Bedarfsdeckung. Sie wird, schnell und anspruchslos, gleichsam um die Ecke erledigt – im Supermarkt, der entweder als karger Großraum im Erdgeschoss oder in einer wenig anheimelnden, zweckrationalen Kiste untergebracht ist. Die Zahlen lassen staunen: In den letzten Jahren wurde durchschnittlich jeden Tag ein neuer Lebensmitteldiscounter eröffnet. Diese Art von Supermärkten nimmt aber keine Beziehung zur Umgebung auf. Es sind in sich gekehrte, flache Typenbauten ohne Ortsbezug, mit vorgelagerten, meist überdimensionalen Parkplatzflächen. Irgendwie unwirtlich, aber von der Kundschaft akzeptiert.

Zum anderen das Shoppen als Erlebnis. Ein Wegzeichen dafür waren die berühmten Flagship-Stores – beginnend mit dem Prada Epicenter in New York von Rem Koolhaas – sowie die Armani-Niederlassungen, die der Italiener Claudio Silvestrin in aller Welt seit 1999 gestaltete. Ein weiteres, viel umfassenderes Signal stellt eine seit fünfzehn Jahren existierende Generation von Shopping-Malls dar. Ein Beispiel dafür ist in Berlin-Steglitz jenes Center, das sich so lapidar wie hochtrabend „Das Schloss“ nennt – ein eklektisches Bauwerk, welches das benachbarte neogotische Rathaus überbietet will und mit „urbaner Aufenthaltsqualität“ protzt. In dieses Bild passen auch die von Herzog/de Meuron entworf-

nen, mit exquisitem Angebot aufwartenden „Fünf Höfe“ in der Münchner Theresienstraße. Und die „Schloss-Arkaden Braunschweig“ – wengleich sie sich der Hülle einer, um nur das Mindeste zu sagen, diskussionswürdigen Kopie des 1960 abgerissenen Wolfen-Schlusses bedienen.

Der Strukturwandel im Einzelhandel verändert nicht nur die Konsumwelt, sondern auch die Stadtkultur. Wenn seitens der Architektur- und Stadtkritik Zeter und Mordio geschrien wird, dann ist das nicht ohne Ironie. Schließlich hat sich die Architekturdiskussion (zu) lange nicht ernsthaft mit den Bedürfnissen der Einzelhändler und ihrer Kunden beschäftigt. Weswegen man sich auch nicht wundern muss, dass Kaufhäuser und Einzelhandelszentren zunächst einmal von Handelslogistikern konzipiert werden, die genau zu wissen glauben, was der Kunde wünscht: Zugänglichkeit, Bequemlichkeit, Sauberkeit. Die Grundhaltung von Planern und Soziologen ist häufig ressentimentgeladen: Das Shopping Center wird als Fremdkörper empfunden, der noch dazu aus den USA kommt und sich verhält wie Fast Food zu gutbürgerlicher Küche. Dabei ist die Geschichte des Shopping Centers so alt wie die europäische Stadt. Deren Gründungsimpuls war der Markt. Und somit sind beide, Stadt und Center, das Produkt identischer Kräfte.

Gott-Vater-Modell

Nicht mehr die grüne Wiese – wie seinerzeit das Main-Taunus-Zentrum vor den Toren Frankfurts –, sondern die Innenstadt ist die Perspektive der avancierten Einkaufszentren. Die Res publica, der öffentliche Raum der Stadt, wird zu einer Art Fruchtwasser, in dem der Einzelhandel sich neu gebiert. Neue Geschäfte, Läden und Shops scheinen heute allerdings nur dann Aussicht auf Erfolg zu haben, wenn sie das jeweilige Umfeld aufgreifen und weiterentwickeln. Die zeitgenössische Handelsarchitektur sucht nun also jenes Stadtbürgermilieu, das die industrielle Handelskultur weithin überwunden glaubte. Und sie hat – mit Malls und Galerien – eigene Formen entwickelt, die aus ihrer Sicht optimal gestaltbar und kontrollierbar sind. Schicke Mall-Architekturen mit viel Glas, edlen Böden, Wasserspielen und Piazza-Qualitäten sollen eines verheißen: Einkaufen mit Unterhaltungswert – auch wenn der tatsächliche Erlebnisgehalt meist nur eine vordergründige, einseitige Reizsteigerung, ein schnell verpuffender Effekt sein mag.

Aus der Warte des Handels ist diese Strategie nur folgerichtig. Und auch gesellschaftlich hat das durchaus seine Richtigkeit: Der Rückgriff auf die europäische

Stadt im Allgemeinen und die berühmten italienischen Stadtplätze im Besonderen muss wohl als Vergewisserung eines Ideals verstanden werden, das in der Verbindung von Schönheit und Lebendigkeit bis heute den meisten als Vorbild gilt.

Freilich gibt es einen entscheidenden Einwand: Was das Center oder die Shopping-Mall von der Geschäftsstraße unterscheidet, ist die Tatsache, dass ein Investor beziehungsweise Betreiber die Mall plant, produziert, besitzt und verwaltet. Er verfügt über alle Informationen, über alle Mittel (Eigentumsrechte, Geld), und er verfolgt widerspruchsfreie Ziele: die Maximierung des Ertrags auf das eingesetzte Kapital. Er strebt danach, alles Unliebsame außen vor zu halten – auch jene Bürger, die sich nicht (konsum)konform verhalten. Kurz, das Center wird in jener idealen Planungssituation realisiert, die der Oldenburger Soziologe Walter Siebel das „Gott-Vater-Modell von Planung“ genannt hat: von einem allmächtigen und allwissenden Subjekt, das jenseits von Gut und Böse handelt. Demgegenüber werden gewöhnliche innerstädtische Räume gleichsam als Stückwerk produziert – in einem Aushandlungsprozess zwischen einer Vielzahl von Akteuren, die teilweise widersprüchliche Ziele verfolgen und nicht unbedingt ein gemeinsames Ganzes im Sinn haben. Die Kommunalverwaltung will das Stadtbild erhalten, den Anwohnern geht der Passantenstrom auf die Nerven, die Geschäftsleute setzen auf neue Parkplätze, und ansonsten regt man sich über den verrosteten Fahrradständer vorm Laden gegenüber auf. Mit anderen Worten: Zwischen den beiden „Modellen“ besteht ein wesentlicher Unterschied, der nicht aufhebbar ist.

Dass Zugang und Sicherheit durch den Betreiber kontrolliert werden, scheint „Otto Normalverbraucher“ kaum zu kümmern; er frequentiert und genießt die Malls und Center, beklagt allenfalls, dass zu wenig Ruhebank angeboten werden. Die perfekt gestylten (Innen)Räume des Shoppingcenters verändern die städtische Sphäre, wie umgekehrt die neuen Raumangebote unser Alltagsverhalten verwandeln. Wir haben uns – ob in der Frankfurter Zeil oder am Potsdamer Platz – so sehr an diese durchkomponierte Ereignisarchitektur gewöhnt, dass wir sie nicht mehr recht missen möchten. Bis zu einem gewissen Grad werden wir also akzeptieren müssen, dass sich die Rolle des öffentlichen Raums in unseren zeitgenössischen Städten ändert, indem sein konsumtiver Charakter akzentuiert wird.

Robert Kaltenbrunner ist beim Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung beschäftigt und als Publizist tätig

ANZEIGE

Schwerpunkt in Heft 3/2011 (Juni/Juli): Stuttgart 21 - reflexiv



Erhältlich im Buchhandel und unter www.mittelweg36.de
Einzelhefte: € 9,50
Miniabo (3 Hefte in Folge): € 20,-

Mit Fallada nach Europa

Erfolgsgeschichte In Israel Tagesgespräch: Hans Falladas Roman „Jeder stirbt für sich allein“ über ein Ehepaar im Widerstand gegen die Nazis

■ Yossi Yonah

Bei meinem letzten Berlin-Besuch erwähnte ich wiederholt den Namen Hans Fallada und seinen Roman *Alone in Berlin*. Meine Gesprächspartner wussten nicht, von wem ich sprach. Es half mir wenig, den wahren Namen des Autors, Rudolf Wilhelm Friedrich Ditzgen, oder den deutschen Titel des Romans, *Jeder stirbt für sich allein*, zu nennen. In Israel dagegen ist Hans Falladas Roman insbesondere unter Liebhabern internationaler Literatur Tagesgespräch. Das Buch war ursprünglich 1947 in Ostdeutschland veröffentlicht worden, erschien in Deutschland in diesem Jahr erstmals in der ungekürzten Originalausgabe und wurde ins Englische übersetzt. Nach der großen Resonanz im angelsächsischen Raum erschien der Roman inzwischen auch in einer hebräischen Ausgabe.

Das Buch erzählt vom aussichtslosen Widerstand eines Berliner Ehepaars gegen die Nazis. Es beschreibt dabei das Leben unter einem Terrorregime auf faszinierende Weise. Man bekommt vor Augen geführt, was eine Existenz in Angst und unter ständiger Überwachung bedeutet, was es heißt, nicht einmal dem engsten Freund, dem eigenen Bruder, der eigenen Schwester vertrauen zu können und ständig befürchten zu müssen, dass diese bereitwillig oder widerwillig zu Kollaborateuren eines bis in intimste Bereiche vordringenden Machtapparats geworden sind.

Der Roman führt vor, wie ein Terrorregime das Gewebe sozialer Verbundenheit zerstört und Individuen in eine unterwürfige Herde verwandelt, wie grundlegende menschliche Eigenschaften wie Anstand, Solidarität und Vertrauen bedeutungslos werden. Er zeigt aber auch, wie Menschen selbst unter fürchterlichen gesellschaftlichen Umständen noch immer die Wahl haben, sich moralisch zu bewähren und heroisch bereit zu sein. Und dafür, wie das Ehepaar Otto und Anna Quangel, auch mit dem eigenen Leben zu bezahlen. Auf ihre eigene naive und wirkungslose Art hatten sie den Widerstand gegen das Nazi-Regime gewagt.

Der Roman stellt die Frage nach dem Wesen von Nazi-Deutschland noch einmal neu. Natürlich sind beide, Nazi-Deutschland und die Nazis, auf jeder Seite des Romans ständig und schaurig präsent. Und doch ist das nicht das Land mit seiner Bevölkerung, die bei den monstrosen Verbrechen begeistert und pflichteifrig mitmacht, wie es Daniel Goldhagens *Hitlers willige Vollstrecker* entwirft. Die Nazis in *Jeder stirbt für sich allein* sind auch nicht die Nazis, denen ich in meiner Schulzeit begegnet bin. Dort nämlich habe ich sie einzig als Verkörperung und Ausgeburt des Bösen, als Erzfeind der Juden kennengelernt.

Ausgeburten des Bösen

Die offiziellen wie die inoffiziellen israelischen Erziehungsinstitutionen haben Generationen von Israelis das Erbe des Holocaust in sehr eindeutiger Weise eingeimpft. Nazi-Deutschland erschien da immer als die „metaphysische Verkörperung des Bösen“, der Holocaust als das mit keiner anderen Katastrophe zu vergleichende Ereignis, die Opferrolle der Juden absolut. Beide Phänomene, Nazi-Deutschland und Holocaust, Opfer- wie Täterschaft, mussten sich so der Entschlüsselung und Analyse nach den universellen Prinzipien entziehen, die normalerweise menschliches Verhalten kennzeichnen: Sie wurden zu Ereignissen außerhalb unserer Vorstellungskraft, die die menschliche Erfahrung übersteigen und Geschehnisse von radikaler Fremdheit bleiben müssen.

Die mythischen Ausgeburten des Bösen, die diesem Bild entsprechen, findet man in Falladas Roman selten. Eine Ausnahme ist der Gestapo-Obergruppenführer Perl, der am ehesten der stereotypen Beschreibung eines Nazi-Offiziers nahekommt. Doch scheint selbst das Ungeheuer Perl zugleich auch Opfer des Regimes zu sein. Die Angst



Der Schein des Familienidylls trügt: Hildegard Knef und Carl Raddatz in der Verfilmung von Falladas Roman aus dem Jahr 1976

vor dem Zorn seiner Vorgesetzten bleibt als ein Bestimmungsgrund für sein Handeln immer sichtbar. So ist eine wichtige Nebenwirkung dieses faszinierenden Meisterwerks die Entmystifizierung der Täter. Zwar ist das Böse auch hier unfassbar und ungeheuerlich, doch erweisen sich die Täter durchaus als irdische, menschliche Wesen.

In gewisser Weise greift Fallada in seinem Roman Hannah Arendts Klassiker *Eichmann in Jerusalem* vor, in dem sie Adolf Eichmann überzeugend entmystifiziert. So erschien der Sendbote des Todes, der die Deportation unzähliger Juden in Konzentrationslager zu verantworten hatte, in ihrer Analyse – zum Entsetzen mehrerer Generationen von Israelis – als ein „Mann aus Fleisch und Blut“ und gerade nicht als das „Monster“, als das ihn seine Verfolger darzustellen versuchten.

Der bekannte israelische Historiker und Publizist Tom Segev schrieb (in *Haaretz* vom 23. 7. 2010), mit der Veröffentlichung des Fallada-Romans beabsichtige das Goethe-Institut als verlängerter Arm des Auswärtigen Amtes eine Revision der deutschen Vergangenheitspolitik. Dies sei umso ironischer, als es bei der Erstveröffentlichung des Buches 1947 in Ost-Berlin gerade um den Nachweis gegangen sei, dass die Ostdeutschen dem Naziregime eher widerstanden hätten als die Westdeutschen. Zwar ist, dem würde Segev sicher auch zustimmen, die Darstellung der Vergangenheit zwangsläufig vom jeweiligen Zeitgeist der Gegenwart mitbestimmt. Allerdings übersieht Segev die andere Seite der Medaille. In der israelischen Gesellschaft gibt es nämlich durchaus aufmerksame Zuhörer, die diese revidierte Darstellung der Vergangenheit hören wollen. Auf die Gründe für den Erfolg des Buches in Israel geht Segev aber erst gar nicht ein.

Ich würde hingegen argumentieren, dass die Darstellung der Deutschen eher als Opfer denn willige Partner des Nazi-Regimes sich zwar gut mit dem deutschen Bestreben „nach einem verbesserten historischen Image“ verbinden lässt; dass es allerdings auch mit kulturellen und politischen Strömungen in Israel übereinstimmt, die sich in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt haben. Der durchaus begrüßenswerte neue Geist der Versöhnung ist allerdings nicht frei von inneren Unstimmigkeiten und bedauerlichen Konsequenzen.

Die israelische Gesellschaft erweist sich als zusehends intolerant gegenüber politi-

Viele Israelis sehen ihr Land im Kulturkampf gegen die islamische Zivilisation

knüpfen – ein heute fast völlig vergessenes Anliegen. Auch die Schrecken des Holocaust haben nicht dazu geführt, diese andere Orientierung wieder aufleben zu lassen und den israelischen Wunsch, zumindest kulturell Teil von Europa zu sein, infrage zu stellen.

Große Teile der israelischen Gesellschaft – und zwar im rechten wie im linken politischen Spektrum – würden heute Samuel P. Huntingtons Sicht auf die Weltpolitik akzeptieren, derzufolge Israel im Kampf der Kulturen zwischen jüdisch-christlicher und islamischer Zivilisation steht. Diese manichäische Sicht der geopolitischen Lage wird von Israels rechtem Lager nachdrücklich propagiert, findet aber auch Zustimmung in jenen Teilen der israelischen Gesellschaft, die im Friedensprozess kompromissbereitere Positionen vertreten. Für sie alle bleibt diese geopolitische Vision verlockend, die Israel auch für die glücklicheren Zeiten eines friedlichen und wirtschaftlich florierenden Nahen Ostens kulturell an Europa gebunden sieht.

Im Einklang damit steht die zunehmende Faszination von Israelis der Dritten Generation für Deutschland und ganz besonders für Berlin. Berlin, so die weitverbreitete Meinung, habe sich zu einer der lebendigsten Kulturmetropolen der Welt entwickelt, zu einem Zentrum des Multikulturalismus und dynamischer Aktivitäten. Diese Kombination aus der Atmosphäre der Stadt, den komplizierten historischen Beziehungen vieler Israelis zu Deutschland und ihrer allgemeinen Sicht auf die Welt haben dazu geführt, dass viele Israelis nicht nur nach Berlin reisen, sondern dort auch länger bleiben.

Ich glaube, dass diese politischen und kulturellen Trends – selbst wenn sie einander manchmal zu widersprechen scheinen – für den Erfolg von Falladas Roman mit ausschlaggebend sind. Unbewusst mag sich in der Begeisterung für die literarische Leistung auch das Gefühl der Ambivalenz vieler Israelis gegenüber Deutschland beruhigen, das aufgrund der Verbrechen am jüdischen Volk natürlich weiterhin existiert.

„Die Vergangenheit“, so der renommierte Historiker des Holocaust, Yehuda Bauer, „wird nicht verschwinden“. Das war eigentlich gegen die deutsche Geschichtsschrei-

bung gerichtet, die seiner Meinung nach ein unvollständiges Bild der deutschen Geschichte zeichnet. Allerdings trifft dies auch auf die Art und Weise zu, wie viele Israelis die Geschichte heute sehen möchten. Die Vergangenheit wird in der Tat nicht verschwinden, aber festgelegt auf eine einzige Deutung ist sie nicht. „Der Holocaust fließt in unseren Adern“ lautet der Titel einer unlängst durchgeführten Studie zur Haltung junger Israelis gegenüber dem Holocaust. Wobei die gegenwärtige offizielle und inoffizielle Darstellung sich signifikant von der traditionellen Deutung unterscheiden.

Selbstverreibung

Die Entmystifizierung von Nazi-Deutschland und die Abkopplung des deutschen Volks vom Nazi-Regime erlauben es vielen Israelis, den Nazismus als ein abstraktes Konzept zu sehen. Wir, die Israelis, erinnern uns noch gut an das Gelübde des damaligen Premiers Menachem Begin während des Libanonkriegs 1982, Arafat aus seinem „Bunker“ zu vertreiben. In diesen Tagen gilt der iranische Präsident Mahmud Ahmadinejad als die neue Nazi-Bedrohung aus Teheran. Ich könnte noch viele weitere Beispiele für diese problematischen Vergleiche anführen.

Sie sind Übertragungen, die sich tief in Israels kollektivem Unterbewusstsein abspielen, und sie sind vielleicht nicht mehr als ein tragischer Abschnitt der verwickelten und umständlichen Reise der zionistischen Bewegung in den Nahen Osten und zurück nach Europa. Um sich mit Europa und insbesondere mit Deutschland zu versöhnen, lässt sich Israel nicht nur bereitwillig auf die angebotenen Entmystifizierungen der tragischen Vergangenheit – wie in Falladas Roman – ein. Es verwendet auch beträchtliche geistige Anstrengungen darauf, seine Erzfeinde im Nahen Osten als prototypische Nazis zu präsentieren. Damit scheint sich Israel in seinen verzweifelten Bestrebungen, integraler Teil Europas zu sein, symbolisch selbst aus dem Nahen Osten zu vertreiben.

Yossi Yonah ist Philosoph und lehrt als Professor an der Ben-Gurion-Universität des Negev und forscht am Van-Leer-Institut in Jerusalem. Er publiziert zu Themen der politischen Philosophie sowie zur israelischen Kultur und Politik. Zuletzt erschien 2005 sein Buch *In Virtue of Difference: The Multicultural Project in Israel*. Überarbeitung des Textes: Marianne Zepp von der Heinrich-Böll-Stiftung Tel Aviv



Eine von vielen abgelichteten Besucherinnen in García-Alix' Sommerdomizil ist „Nuria 2009“



„El Indio Malo 2000“ betitelt der Fotograf die Aufnahme dieser minimalistischen Behausung

Im freien Fall

Fotografie Alberto García-Alix war Zeuge der wilden Post-Franco-Jahre. Nun legt er einen Band mit Bildern aus Formentera vor

■ Corinna Koch

Es gibt drei Sorten von dokumentarisch arbeitenden Fotografen. Die ersten sind Teil der Szene und fotografieren ihr Umfeld in aller Unschuld. Die zweiten sind beobachtende Begleiter, die mit gezückter Kamera warten, bis sich die Situation zu einem Bild komponiert. Der spanische Fotograf Alberto García-Alix gehört seit Beginn seiner nunmehr drei Jahrzehnte umfassenden Karriere zur dritten Kategorie jener, die aus dem Mittelpunkt eines Geschehens fotografieren, dessen Teil sie selbst sind.

In García-Alix' Fall war dieses Geschehen die „Movida Madrileña“, eine lose Formation junger Künstler, die nach dem Fall des Franco-Regimes zur Entstehung des modernen Spanien beitrugen. García-Alix, der schon mit elf aus seiner Heimatstadt León zum Besuch der höheren Schule nach Madrid kam, wird erst Teil und dann Fotograf der Bewegung. Die Keimzelle der Movida war das Stadtviertel Malasaña, wegen der dort hausenden Künstlergemeinschaft auch „Republica Independencia Malasaña“ genannt. Hier wurden die jahrzehntelang unterdrückten Bedürfnisse nach geistiger und physischer Freiheit, Selbsterfahrung, Hedonismus, Liebe und Exzess ausgelebt.

Hypnotisierendes Licht

Während König Juan Carlos I. in der Übergangsphase der *transición* die unter Franco erstarrte Nation auf den Weg in die Demokratie zu lenken versuchte, entwarf die Movida das Bild einer Gegenkultur aus Musik, Kunst und Film. Man orientierte sich dabei an den Punk- und New-Wave-Szenen in Berlin und London, deren Vertreter bei Auftritten und Besuchen von ihren spanischen Fans mit großer Begeisterung empfangen wurden.

Als Fotograf ging García-Alix bald jedoch auch andere Wege. Eine Urlaubsreise führt ihn 1982 ein erstes Mal auf die Balearen, es beginnt damit ein sich jährlich wiederholendes Ritual. Ibiza war damals schon von Touristen überlaufen und viel zu teuer für den jungen Tramper. Was er aber nicht mehr vergaß, war das hypnotisierende Licht, in dem mittags die Horizontlinie über der Straße zu tanzen beginnt und das die Szenerie in eine eigenartige Zeitlosigkeit entrückt. Ein betrunkenen Engländer

tätowiert ihm eines sehr heißen Nachmittags einen Dämon auf den Oberarm, García-Alix erzählt immer wieder davon.

Derweil formieren sich in Madrid die ersten Punk- und New-Wave Bands wie Kaka de Luxe, Alaska und Aviador Dro, die sich bald darauf von García-Alix für die einschlägigen Musikmagazine ablichten lassen. 1983 ist Andy Warhol persönlich zu Gast in der Fernando Vijande Galerie und bringt den US-amerikanischen Fotografen Robert Mapplethorpe mit. Pedro Almodóvar dreht sein Filmdebüt *Pepi, Luci, Bom y otras chicas del montón*, eine der ersten Darstellungen der Movida, die über die inneren Zirkel hinauswirkt.

In den folgenden Jahren teilen sich die Jugendlichen auf in Bohemiens, Rockabillys, Acid-Freaks und auch Junkies. García-Alix ist immer vorne mit dabei, eine treibende Kraft, die unermüdet die Nacht zum Tag werden lässt, niemals allein, niemals stumm, immer im Rausch. Sein Freund Ray Loriga sagt über ihn: „Wo Alberto ist, sind immer Wein und Gesang, denkwürdige Parties, unmögliches Durcheinander, Streit, Geburten, Tode, Gefängnis, Tangos, Parks und der Rest der Dinge, die das Leben erträglich und unerträglich machen. Er ist intelligent, zerstörerisch, chaotisch. Traurig wie ein Hammer. Neben Alberto läufst du im Kreis. Du gewinnst so viel, wie du verlierst.“

García-Alix wird zum mit einer Kamera bewaffneten Sensenmann, der seine Modelle in ihren letzten Stündlein begleitet. Er fotografiert die Mutigsten und Extremsten, hält Momente des Exzesses fest, als könne er von Zauberhand eine Stop-Taste drücken, die Musik runterfahren, das Licht einrichten und seinen Modellen noch im Äußersten einen Augenblick der Konzentration für das Foto entlocken. Viele begleitet er so in ihrem freien Fall.

Die Porträtfotografie, sagt er, ist für ihn ein Akt der Liebe. Diese Liebe kennt viele

Tonalitäten, von leicht und zerbrechlich bis düster und harsch. Das reicht bis zur überzogenen Romantik, deren schwere Süße dann doch purer Kitsch ist, einfach nur das Klischee von Sex, Drugs and Rock'n'Roll. Da wirken die Bildmotive manchmal wie zusammengepanscht aus Jim Jarmusch, John Waters, Andy Warhol und Jonny Cash. Es kommen die ikonischen Bilder des spanischen Katholizismus dazu – das leidende Antlitz der Maria Magdalena, die fiebrigen Augen des Judas und nicht zuletzt der entrückte Jesus Christus am Kreuz.

Nah am Paradies

Die Insel Formentera, die García-Alix nicht kannte, bis 1988 ein Mädchen im Hafen von Ibiza ihren Namen in sein Ohr flüsterete, wird zu seinem sommerlichen Refugium. In ihrer Nacktheit, ihrer flimmernden Hitze und ihren sich samtend wie ein Herointrip dahinziehenden Abendstunden wird sie sein Paradies – oder zumindest „Lo Mas Cerca que Estuve del Paraiso“ („Der für mich am nächsten am Paradies gelegene Ort“), so der Titel seines soeben erschienenen Bandes mit Bildern von Formentera.

Es ist nur ein Bruchteil der Aufnahmen darin gesammelt, die im Lauf von rund zwanzig Sommern auf der Insel entstanden. Es spricht Melancholie aus den Bildern, in den zufälligen Kompositionen der Möbelstücke und Küchengeräte in kargen Zimmern, in den Felsformationen, den windschiefen Wuchsrichtungen der Bäume und Sträucher, und nicht zuletzt in den vielen Porträts von Menschen, deren Charakter aus dem verwunschenen Ort selbst hervorzugehen scheint.

Formentera war bereits vor Francos Sturz zu einer Filiale des Hippie-Mekkas Ibiza geworden. Das hatte sich durch seine günstige Lage auf der Route zu den Mohnfeldern Kabuls und dank seiner separatistisch gesinnten Regierung zum Aufenthaltsort für alle möglichen und unmöglichen Figuren entwickelt. García-Alix' Porträts halten diese Charaktere fest: das schwule Liebespaar, mit Blumenkränzen und Piercings geschmückt, das gerade seinen Bus am Strand geparkt hat und sich in den Armen hält; Liebhaberinnen mit gequälten Blicken, die, von García-Alix und seiner Kamera verfolgt, nackt durch die für die Siesta abgedunkelte Wohnung streifen; dann ein Mann namens Toni, der gerade mit seinem Moped die Einfahrt herauf kommt und der mit seiner grauen Haarmähne und dem groben Ge-

sicht an Charles Bukowski erinnert; schließlich die deutschen Mädchen, die stoisch in die Kamera schauen und mit einer übergroßen Barbie auf der Bank sitzen.

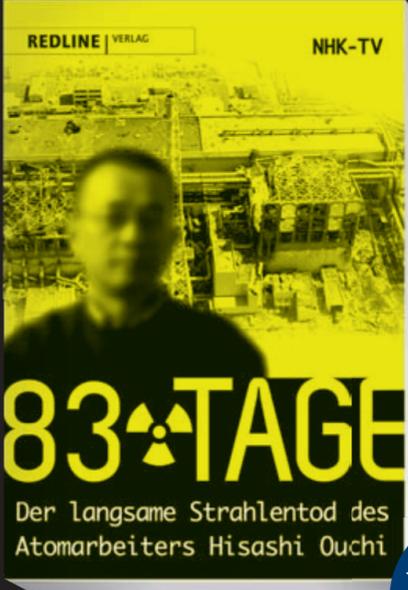
Eine der jüngsten Aufnahmen zeigt Estrella, einen kahlrasierten Mann mit drahtigem Körper, der seine leeren Handflächen der Kamera entgegenstreckt, eine magische Geste, er hat sein Geschlechtsteil zwischen den Schenkeln verschwinden lassen. Das Treffen mit Estrella war für García-Alix

ein Wiedersehen nach 20 Jahren – die Begegnung mit einem Gespenst. Vor ein paar Jahren zog der heute 55-jährige García-Alix nach Paris, gab das Trinken auf und begrub den Dämon, der seit jenem heißen Nachmittag auf seiner Schulter hockte, unter einer Badezimmerfliese.

La Mas Cerca Que Estuve del Paraiso Alberto García-Alix La Fabrica Madrid, 137 S., ca. 33 €

ANZEIGE

TÖDLICHE DOSIS DIE FOLGEN DER ATOMKRAFT



REDLINE | VERLAG

NHK-TV

die erste Dokumentation über die Folgen atomarer Verstrahlung

ein erschütterndes Tagebuch, ein Plädoyer für den Ausstieg

mit einem Vorwort von Ernst Ulrich von Weizsäcker

192 Seiten
ISBN 978-3-86881-315-9
14,99 €

83 TAGE

Der langsame Strahlentod des Atomarbeiters Hisashi Ouchi

» freitag.de
Buch der Woche

REDLINE | VERLAG

www.redline-verlag.de

Möglich? Vielleicht

Risiko Machen Handys Krebs? Die Forschung will es rausfinden. Und scheitert.

■ Ben Goldacre

Mobiltelefone verursachen „möglicherweise“ Hirnkrebs. Zu diesem Ergebnis kommt ein Bericht, den die Internationale Agentur für Krebsforschung (IARC) kürzlich veröffentlicht hat. Mehr als 3.000 Zeitungsartikel berichteten über das Studienergebnis. Das eigentlich interessante aber sind die methodischen Fragen.

Zunächst Transparenz: In der Wissenschaft geht es darum, seine Arbeit zu zeigen. Was sagt dieser Bericht? Wie geht er mit widersprüchlichen Daten um? Niemand kann das beantworten, weil der Bericht nicht verfügbar ist. Niemand, der darüber schrieb, hat die Studie gelesen. Es gab nur eine Pressemitteilung, E-Mails, in denen ich die IARC um Details bat, blieben unbeantwortet.

Das ist mehr als ärgerlich. Telefone stellen, wenn überhaupt, dann eine Risiko dar, über das die Leute selbst entscheiden können. Aber sie brauchen dafür Informationen. Das Wort „möglicherweise“ informiert niemanden. Wie könnte man dem anhand der schon veröffentlichten Forschung Substanz verleihen, und wo liegen die Grenzen der Forschung?

Da ist die Häufigkeit von Hirntumoren: Sie hat sich trotz der zunehmenden Handynutzung kaum verändert und wird von vielen Dingen beeinflusst. Idealerweise müsste man an Individuen überprüfen, ob häufiges Telefonieren mit dem Handy mit Hirnkrebs zusammenhängt, aber diese Tumoren sind selten – pro Jahr etwa zehn Fälle auf 100.000 Menschen –, und das macht es schwierig. Für die Erforschung von Herzleiden etwa nimmt man einige Tausend Menschen, untersucht, was man für relevant hält – Rauchen, Diät – und wartet dann ein paar Jahre, bis ein Teil der Probanden erkrankt. Für die Untersuchung seltener Tumoren bringen solche prospektiven Kohortenstudien aber wenig, weil nicht genügend Fälle auftreten, um die echte Ursache auszumachen. Man unternimmt deshalb retrospektive Fall-Kontrollstudien: Man sammelt Fälle; sucht eine Gruppe ähnlicher Menschen, die aber nicht an der Krankheit leiden; und dann schaut man, ob die Krebspatienten mehr oder weniger oft mit Handys telefoniert hatten.

Überholte Technologien

Das klingt gut, aber solche Studien werden durch das Gedächtnis verzerrt. Wenn jemand etwa einen Tumor an der linken Kopfseite hat, dann könnte er eher glauben, dass die Seite, auf der er häufiger telefoniert hat, die linke war. Oder: In einer älteren Studie gaben zehn Krebspatienten an, mehr als zwölf Stunden am Tag telefoniert zu haben. Zwölf Stunden! Überhaupt, die Zeit: Möglich, dass Handys Krebs verursachen, wenn man sie 30 Jahre lang benutzt. Wir verfügen aber nur über Daten für zehn oder 20 Jahre, sodass das echte Risiko nicht erkennbar werden kann. Und natürlich wandeln sich Telefone mit der Zeit: Vor 20 Jahren verfügten sie zum Beispiel über viel stärkere Sender. Das heißt, die Studie würde die Auswirkungen einer längst überholten Technologie messen.

Und schließlich gibt es ein weiteres Problem: Die so genannte Interphone-Studie befand, dass das Telefonieren mit einem Handy das Tumorrisiko insgesamt verringert – was doppelt überraschend ist. Denn wer sehr, sehr viel telefoniert, hat dieser Studie zufolge ein um 40 Prozent erhöhtes Tumorrisiko. Aber was heißt das? Wenn jeder sein Handy sehr, sehr oft verwenden würde und das zweite Studienergebnis stimmt, ergibt das eine Zunahme um vier Fälle, also 14 statt zehn je 100.000 Menschen.

So sieht es „möglicherweise“ aus.

Ben Goldacre ist Autor der wöchentlichen Kolumne „Bad Science“ im *Guardian*. Übersetzung: Steffen Vogel



Roboter trifft Backofen: In der Ära intelligenter Systeme ist Liebe hier nicht mehr ausgeschlossen. Ein inniger Kuss aber schon

Schaltkreise für Schuld und Moral

Maschinenethik Künstliche Intelligenz war gestern, neu entwickelte Algorithmen üben sich bereits in Philosophie. Ist der Mensch auf dem besten Weg, sich selbst auszutauschen?

■ Boris Hänfler

Maschinen und Menschen sind nicht mehr zu unterscheiden, speziell ausgebildete Polizeibeamte sollen die außer Kontrolle geratenen künstlichen Wesen unter den Menschen aufspüren, doch in Ridley Scotts *Blade Runner* von 1982 verliebt sich ein Polizist in einen der so genannten Replikanten, eine humanoide Bioroboterfrau, deren künstliche Intelligenz (KI) wie bei anderen Modellen ein unerwartetes Problem zeitigt: Sie hat durch Erfahrung begonnen, Gefühle zu entwickeln. Empathie. Zuneigung. Angst. Zweifel.

Persönlichkeit und Maschine – zwei Dinge, die in der Realität jenseits des Films nicht zusammengehen. Zumindest noch nicht. Aber schon im Jahr 2030 werden Menschen mit teilweise künstlichem Gehirn zu unserem Alltag gehören, glaubt Ray Kurzweil, Visionär der KI-Forschung. Das Gehirn werde dann durch technische Elemente erweitert und leistungsfähiger – denn der maschinelle Part lässt sich immer weiter optimieren.

Eine verrückte Idee? Bereits in den Neunzigern verkündete Kurzweil, dass *augmented reality*, die computergestützte Erweiterung der Realitätswahrnehmung, im Jahr 2009 real würde. Heute gibt es Smartphone-Apps, die Gebäude erkennen und dazu Informationen liefern. Facebook hat eine Gesichtserkennung lanciert, die Menschen auf Fotos identifiziert. In einem Interview mit dem *Time*-Magazin erklärte Kurzweil: „Das Telefon brauchte 50 Jahre, um die Bevölkerung zu erobern, das Mobiltelefon sieben, soziale Netzwerke drei. Ein künstliches Gehirn sollte also in 20 Jahren machbar sein.“

Eine moralische Komponente

Die Forschung dazu gibt es: Die Technische Hochschule Lausanne arbeitet im Blue Brain Project daran, ein Gehirn Nervenzelle für Nervenzelle auf Computer zu übertragen und sämtliche Gehirnfunktionen zu simulieren. In einigen Jahren sollen die ersten Anwendungen möglich sein. Gleichzeitig arbeiten Wissenschaftler an der Auto-

omatisierung von etwas, das zu den größten Leistungen der Menschheit zählt – des moralischen Bewusstseins. Ein Computer könne ethische Entscheidungen treffen, glauben die Informatiker Luís Moniz Pereira von der Neuen Universität Lissabon und Ari Saptawijaya von der Universität Indonesia in Depok. Im Juli stellen sie in dem Sammelband *Machine Ethics* der Universität Cambridge ihre Arbeit vor: Sie entwickelten eine vorausschauende Logik („prospective logic“), die unser Moralverständnis in Zahlen und Gleichungen ausdrückt. „Moral ist nicht mehr ausschließlich eine Aufgabe der Philosophie“, sagt Pereira.

Das moralische Programm soll zum Einsatz kommen, wenn schnelle Entscheidungen erforderlich sind. Wie beim Trolley-Problem, einem seit Langem diskutierten Dilemma der Ethik. Trolley ist das englische Wort für Straßenbahn. Eine solche gerät außer Kontrolle und rast auf eine Menschengruppe zu – sie wird in wenigen Sekunden

Ein künstliches Gehirn sollte in 20 Jahren machbar sein

fünf Menschen überrollen. Ein Beobachter hat die Möglichkeit, die Bahn auf ein anderes Gleis umzuleiten, doch auch dort befindet sich eine Person, mit dem Rücken zur Bahn. Darf der Beobachter den Tod einer ahnungslosen Person in Kauf nehmen, um fünf Leben zu retten?

Pereiras Programm berechnet nicht nur die mögliche Opferzahl jeder Entscheidung, sondern erweitert die Gleichung um eine moralische Komponente. Angenommen, der Beobachter könnte die Straßenbahn auch stoppen, indem er jemanden von einer Brücke vor die Bahn schubst. Bei

den Bremsmöglichkeiten enden mit dem Tod einer Person. Die meisten Menschen würden aber die Weiche bevorzugen – weil der Tod dann Folge, nicht Absicht ist.

Das zugrundeliegende Prinzip ist alt: Der italienische Theologe Thomas von Aquin beschäftigte sich bereits im 13. Jahrhundert mit der Frage, ob es moralisch gerechtfertigt ist, jemanden in Notwehr zu töten. Sein Fazit: Wenn die Rettung des eigenen Lebens im Vordergrund steht, dann ja. Wenn der Angegriffene unnötige Gewalt anwendet, dann nein. Ethisch beurteilt wird also die Absicht, nicht das Resultat. Pereiras Moralprogramm berücksichtigt dies, indem es zum Beispiel „direkt“ und „indirekt“ als Variablen einführt und unterschiedlich gewichtet. Obwohl es sich nur um Rechnungen handelt: In ersten Experimenten habe der Computer genau die Entscheidung getroffen, die auch menschliche Probanden bevorzugten, berichtet Pereira. Die Einsatzmöglichkeiten wären vielseitig: im Gericht, im Straßenverkehr, sogar im Krieg. Überall, wo Fehler fatal sein können.

Eine Maschine als Richter – für viele Menschen eine schreckliche Vorstellung. Am Karlsruher Institut für Technologie erforscht deshalb eine Gruppe von Technikphilosophen um Mathias Gutmann, wie sich das Verhältnis von Mensch und Maschine verändert – und entdeckt viele Missverständnisse, etwa schon in dem Begriff „Künstliche Intelligenz“. „In den fünfziger Jahren wollten Wissenschaftler tatsächlich denkende Maschinen herstellen“, sagt Gutmann. „Aber heute wird der Begriff oft falsch verstanden.“ Ein Schachcomputer etwa spiele nicht Schach. Beim Spiel ändern sich lediglich die Chipzustände, was als durchdachte Schachzüge interpretieren. Der Computer entscheide nicht, er tue nur so als ob. „Insofern ist selbst ein Organersatz ein intelligentes System: Ein Armersatz muss so gesteuert werden können, als sei er ein echtes Körperteil“, erklärt Gutmann. Die Technik reagiere intelligent – im Rahmen ihrer Möglichkeiten.

Problematisch sei, dass die sprachliche Vermenschlichung der Technik oft nicht mehr als Methapher verstanden wird. So weckt zum Beispiel der in der Roboter-Entwicklung oft verwendete Begriff „Autonomie“ in der Gesellschaft große Ängste: Ver-

lieren wir die Kontrolle über eine Maschine, wenn sie autonom arbeitet? Science-Fiction-Filme greifen solche Ängste oft auf: Selbstständig denkende Roboter übernehmen die Kontrolle über die Menschheit. Doch Gutmann sieht hier weniger ein Technik- als ein Sprachproblem: Die Menschen setzen den technischen Autonomie-Begriff mit dem persönlichen gleich, dabei ist der Unterschied gewaltig.

In dem europäischen Forschungsprojekt XPERO (Robot Learning by Experimentation) wollten Wissenschaftler beispielsweise herausfinden, ob sich unsere Art zu lernen in Hard- und Software umsetzen lässt.

Technische und persönliche Autonomie unterscheiden sich gewaltig

Doch das menschliche Lernen ist komplex: Wir identifizieren selbst kurioseste Designerstühle sofort als Sitzmöbel. Ein Roboter müsste aus den Daten eines digitalisierten Stuhlbildes das Bild des Stuhls so stark abstrahieren, dass er ähnliche Objekte ebenfalls erkennen kann. Noch komplizierter wird es in Aktion: In einem Experiment sollte ein Roboter begreifen, dass eine Kugel, die auf ein Objekt trifft, abprallt und zurückrollt. Seine Sensoren müssen unzählige Größen wie Distanz, Geschwindigkeit, Entfernung oder Gewicht erfassen und daraus eine Regel ableiten. Trotz vieler Freiheiten von Maschinen – der Spielraum des Roboters und seines Denk- und Lernvermögens ist von der Software vorgegeben. Dies gilt auch, wenn eine Maschine versucht, menschliches Denken nachzuahmen, wie in der Simulation von Moralphilosophie oder des gesamten Gehirns. „Wir wissen nicht, ob es jemals etwas anderes als Simulationen geben wird“, sagt Technikphilosoph Gutmann. „Insofern funktioniert die technische Autonomie innerhalb klar definierter Grenzen.“

Ethisch bedenklich werde es erst in dem Moment, in dem wir unsere Diskursfähigkeit aufgeben, sagt Gutmann. „Im Gegensatz zu einer Maschine können wir unsere Handlungen rechtfertigen – und das müssen wir auch künftig tun.“ Ein Pilot hat in Zukunft vielleicht ein Moralprogramm an Bord, das ihm die Konsequenzen seiner Handlung in Notsituationen ausrechnet und gewichtet. Die endgültige Entscheidung aber bleibt dem Piloten überlassen, die spätere ethische Bewertung der Gesellschaft. Beides dürfe der Mensch nicht an ein System abgeben, warnt Gutmann. Roboter und Maschinen seien für die Philosophie dann keine Bedrohung.

Verlust der Menschlichkeit

Allerdings gibt der Technikphilosoph zu, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine ständigen Veränderungen unterworfen ist. An unserem Körper wird das deutlich: Herzschrittmacher, Zahnkronen oder Hüftprothesen sind gesellschaftlich längst akzeptiert. Niemand stellt sich die Frage, ob wir damit unsere Menschlichkeit verlieren – vermutlich nicht einmal dann, wenn Teile des Gehirns aus medizinischen Gründen durch Maschinen ersetzt werden, etwa um Alzheimer-Kranken das Erinnerungsvermögen zurückzugeben.

Visionär Ray Kurzweil glaubt, irgendwann werde der Punkt kommen, an dem das künstliche Gehirn über das biologische dominiere. Kurzweil spricht von einem historischen Ereignishorizont. Das Wort beschreibt in der Astronomie den Bereich eines Schwarzen Lochs, aus dem nicht einmal Licht wieder herauskommt – in den man also unmöglich hineinschauen kann. Die Konsequenzen einer solchen Entwicklung seien ähnlich schwer einsehbar, sagt Kurzweil. Mit anderen Worten: Man braucht dann erst recht ein Gehirn mit Computergestaltung, um sich eine neue Ethik einfallen zu lassen. Bleibt zu hoffen, dass die zugehörige Software keine schweren Ausnahmefehler mehr vermeldet und nicht einfach mal so abstürzt.

Boris Hänfler schreibt für den Freitag über nahe und ferne Zukunftstechnologien

Gute Gülle, böse Schlacke?

Vergärung Die Sprossen haben das Biogas vom Ehec-Verdacht befreit. Frei von Risiken ist die Energie aus Nutzpflanzen, Gülle und Schlachtabfällen trotzdem nicht

■ Benjamin von Brackel

Für Josef Pellmeyer kamen die Vorwürfe zur Unzeit. Der Chef des Biogasverbands konnte in der vergangenen Woche in den Zeitungen lesen, dass Biogasanlagen womöglich die Brutstätte für den gefürchteten Ehec-Keim sein könnten. Bei Pellmeyer läuteten die Alarmglocken: Sollte die Branche jetzt in den Ehec-Sog geraten, ausgerechnet, da die Novelle des Erneuerbare-Energien-Gesetzes verhandelt und über eine Marktprämie für Biogasanlagen diskutiert wird? Die Reaktion des Verbands ließ nicht lange auf sich warten: „Populistische Falschaussagen verunsichern Verbraucher“, heißt es in einer Stellungnahme zu den Mutmaßungen. Und Sprecherin Andrea Horbelt ist froh, dass der Verdacht inzwischen auf eine andere Quelle gefallen ist: „Wenn man die Sprossen nicht gefunden hätte, wäre das nach hinten losgegangen.“

Kann jetzt also Entwarnung gegeben werden? Sind die 6.000 Biogasanlagen in Deutschland unbedenklich für die Gesundheit und liefern nur „saubere“ Energie, wie es die Betreiber gerne verbreiten? Für die Behauptung, dass Biogasanlagen die neuartigen Ehec-Keime verursacht oder verbreitet haben, fehlt bislang jeder Beweis. Doch völlig frei von Problemen sind die Anlagen nicht – das war auch vor Ehec be-



Hier kocht ein warmes Stinkesüppchen: Biogas ist unangenehm. Aber gefährlich?

kannt. In den Trichtern landet schließlich nicht nur Gülle: Zwei Drittel der Gärsubstanz machen Gerste, Roggen, Hafer, Weizen, Mais, Rüben und Kartoffeln aus. Die Kritik: Bauern pflanzen immer weniger Getreide und Nutzpflanzen an, um damit Menschen zu ernähren, und stattdessen mehr Energiepflanzen, um Sprit, Strom oder Wärme zu erzeugen – und so Subventionen einzustreichen. Energiepflanzen wachsen heute schon auf zwei von insgesamt 12 Millionen Hektar. In den nächsten Jahren soll sich die Fläche verdoppeln.

Auf persönlichem Feldzug?

Nun aber richtet sich die Kritik gegen das andere Drittel der Füllmasse: Gülle, Stallmist und Schlachtabfälle. Zwar gelangen in bestimmte Anlagen nur nachwachsende Rohstoffe – in andere darf laut der EG-Hygieneverordnung aber alles mögliche ge-

kippt werden: Schlachtreste, in denen noch Rückstände von Arzneimitteln enthalten sind, Gülle, überlagerte Lebensmittel, sowie Küchen- und Speiseabfälle aus Haushalten und Kantinen in Deutschland. Der Leiter einer selbst gegründeten Agrar- und Veterinär-Akademie, Ernst-Günther Hellwig, sieht hier eine Gefahr. Früher habe es vor allem kleine Biogasanlagen gegeben, in denen der Bauer Gülle oder Mais vom Hof oder seinen Feldern gären ließ. In Zeiten von Massentierhaltung und Globalisierung käme jedoch immer mehr Ausgangsmasse aus immer entlegeneren Regionen, manchmal hunderte Kilometer weit entfernt. Hellwig vergleicht das mit einem Kindergarten, wo die Kinder mit ihren unterschiedlichen Immunsystemen das erste mal aufeinandertreffen und krank werden. „Je mehr Substrate, desto mehr Keime.“

Dem Landwirt und Tierarzt zufolge herrschen in den Biogasanlagen beste Bedin-

gungen für Keime aller Art – womöglich auch für neue Ehec-Varianten. In Bayern ist es etwa üblich, dass Wand- und Fußbodenheizungen den Innenraum von Bioreaktoren auf 35 bis 40 Grad heizen, es ist feucht und Sauerstoff fehlt: Bedingungen wie im Pansen einer Kuh – für Erreger „ein Schlaffenland“, sagt Hellwig.

Ein Rest Unsicherheit bleibt

Hellwig glaubt, dass es sehr wohl einen Unterschied macht, ob die Gülle gleich aufs Feld gekippt wird oder den Umweg über die Biogasanlage nimmt und als Gärrest auf dem Feld landet. Denn im Gegensatz zum Gärrest fühlten sich die Erreger in der zehnten Grad kalten Gülle äußerst unwohl. Was genau in den Biogasanlagen passiert, weiß Hellwig allerdings nicht. Auch nicht, ob der gewöhnliche Darmerreger Escherichia coli sich in den Biogasanlagen zu dem gefährlichen Ehec-Keim kreuze. „Ich stelle nur Fragen“, sagt er. Das hat er schon früher getan und etwa gemutmaßt, dass Biogasanlagen das Bakterium *Clostridium botulinum* verbreitet haben könnten, dessen Gift die Lähmungskrankheit Botulismus auslöst. Jetzt eben Ehec.

Ist da jemand auf persönlichem Feldzug gegen Biogasanlagen – oder ist an den Vorwürfen doch etwas dran? „Es ist wirklich Unfug“, sagt Michael Leuhn von der Bayerischen Landesanstalt für Landwirtschaft (LfL). Untersuchungen der Universität Hohenheim und der LfL hätten gezeigt, dass Colibakterien zu 99,9 Prozent im Zuge der Gärung getötet würden. Er schließt nicht aus, dass mit Schwermetallen, Giften oder Keimen belastetes Material auch die Reise über Biogasanlagen überstehen könne und schließlich im Grundwasser oder auf Nutzpflanzen lande. Nur würden Biogasanlagen wegen des desinfizierenden Effekts das Risiko nicht erhöhen, sondern senken. In

den Anlagen tummeln zuvor natürlich Unmengen von Bakterien. In vier Teilschritten bauen jeweils andere Mikrobenarten die Kohlenhydrate, Proteine und Fette der Biomasse ab, bis am Ende das Biogas entsteht: ein Gemisch aus Methan und Kohlendioxid. Anders als auf dem Komposthaufen, der an der Luft dampft, gibt das Biogas keine Wärme ab, weil die Energie in Form des Methans gespeichert ist. Und darauf kommt es an. Denn das methanhaltige Biogas lässt sich ins Nahwärmenetz einspeisen oder in einem Blockheizkraftwerk verfeuern, um Strom zu erzeugen.

Was der Bauer in die Biogasanlagen schüttet muss er vorher gründlich behandelt haben, so verlangt es die EG-Hygieneverordnung. Tiermaterial mit seuchenhygienischem Risiko muss drucksterilisiert werden und zwar 20 Minuten lang bei einer Temperatur von 133 Grad. Veredete Tiere, überlagerte Lebensmittel, Küchen- und Speiseabfälle wiederum werden zerkleinert und mindestens eine Stunde lang auf 70 Grad erhitzt. Strenge Regeln, die aber nicht für Gülle gelten, die der Bauer vergast und als Gärrest auf seinem Feld verteilt. Die muss weder vorher drucksterilisiert oder pasteurisiert noch später auf Keime untersucht werden. Anders in Österreich, wo der Gärrest als Düngemittel auf Krankheitserreger getestet wird, zum Beispiel auf Salmonellen, aber auch auf Ehec.

Ein Rest Unsicherheit bleibt also. Andrea Horbelt vom Biogasverband könnte sich mit der Idee anfreunden, auch in Deutschland Tests einzuführen, um das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Denn in vielen Köpfen bleibe wohl stecken: In Biogasanlagen entstehen „fiese Keime“.

Benjamin von Brackel schreibt für den Freitag vor allem über erneuerbare Energien

ANZEIGE



NEON

Deutschland € 3,50 - Österreich € 3,90 - Schweiz Sfr 6,90 - BelleLux € 4,20 - Frankreich, Italien, Spanien € 4,80 - Portugal (cont.) € 4,90 - Griechenland € 5,30 - Finnland € 5,50 - Juli 2011

LIEBER TOT ALS LEBENDIG Wie sich nach Bin Ladens Tod die moralischen Grenzen im Krieg verschieben

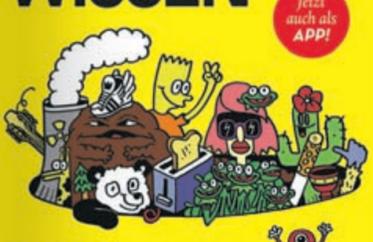
NA, WIE WAR ICH? Acht Paare haben sich gleich nach dem Sex von uns fotografieren und interviewen lassen

MISS VERSTÄNDNIS Was Frauen und Männer im Büro tun müssen, um weniger aneinander vorbeizureden

FACEBOOKSÜCHTIG Unser Autor kann ohne das Netzwerk nicht mehr leben – und muss in Behandlung

NEON UNNÜTZES WISSEN

Jetzt auch als APP!



200 skurrile Fakten, die du nie mehr vergisst!

Mit FormelBun-Darstellung und BREE



Die beste Stadt für dich!

Arbeiten, feiern, Freunde finden: Welcher Ort in Deutschland jetzt der richtige für dich ist

Jetzt im Handel! Oder für 3,50 € zzgl. Versandkosten bequem per Telefon unter 01805/861 8000* bzw. online unter shop.stern.de/neon-7 bestellen.

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz.

Praxis und Moral

Steffen Kraft & Klaus Raab
Das entblößte Ich Kopftuch-Bloggerin
 Kübra Gümüşay und Post-Privatist
 Christian Heller im Streitgespräch
 der Freitag 23 vom 9. Juni 2011

Heller spricht die eigentlich fatale Situation des „Kontrollverlustes“ an, dem wohl nur zu begegnen wäre, würden wir auf Netzaktivitäten verzichten. Bewerten tut er allerdings nicht. Seine Erklärung des „fehlgehenden Datenschutzes“ anhand der möglichen Verhinderung offengelegter Krankengeschichten taugt jedoch tatsächlich nicht. Das ist genau der werbeträchtige Euphemismus, den Konzerne wie Google, die ja mit dem Produkt Google-Health genau so ein Projekt verfolgen, verbreiten. Datenschutz damit anzugreifen, dass er im Zweifelsfall auch das Gute verhindern könnte, ist entweder Kalkül oder wirklich blauäugig. Es bedeutet in der Konsequenz, dass ich jedem vertrauen sollte, der mir nur so und so viele persönliche Vorteile verspricht. Und das verfängt ja auch ziemlich gut. Dass es für Heller moralisch auch keine Probleme gibt – nun ja, er findet es eben noch toll, sich im Netz zu exhibitionieren. Wenn anderen ungewollt dann das Gleiche passiert, müsse man halt auch damit leben. Auch wenn ihm dafür nichts Schlimmeres passieren muss – diese Ansicht kann sich schnell ändern. Im Deuten der Zeichen der Zeit hat er zunächst recht. Es als eine Bewegung zu verkaufen und diese widerspruchlos hinzunehmen, ist jedoch reichlich dünn. Implizit ist jedoch auch herauszulesen, dass der beste Datenschutz wohl noch immer beim Nutzer selbst, in dessen Verhalten im Netz, liegt. Sollte Heller das so meinen, hat er wenigstens noch einen Pluspunkt.
miauxx, Freitag-Community

Hellers „Post-Privacy“-Experiment ist doch eher als seltsam anmutender künstlerischer Ausdruckstanz vor dem Hintergrund einer immer stärker werdenden kapitalistischen Entfremdungslogik zu begreifen.
Fred Thiele, Freitag-Community

Ich finde die Argumente von Heller ziemlich blauäugig. Sich erst komplett offen legen und dann dagegen ankämpfen, dass diese Informationen entgegen den heiligen moralischen Vorstellungen ausgenutzt werden. Ich denke

auch eher, dass die schleichende Ent-Privatisierung zu einer schleichen Kommerzialisierung der so freigegebenen Informationen führt. Die Moral ändert sich mit der Praxis, nicht umgekehrt.
daMasta, Freitag-Community

Mit den Dritten sieht man besser

Jakob Augstein
Im Netz der Interessen Zeitungsverlage und Politik wollen ARD und ZDF schwächen. Diese unheilige Allianz gefährdet unsere Demokratie
 der Freitag 23 vom 9. Juni 2011

Eines möge man bitte bei aller Kritik nicht vergessen: Die öffentlich-rechtlichen Anstalten und damit die Institutionen, an die die Gebühren fließen, beschränken sich nicht auf Das Erste und ZDF. Im Gegenteil würde es ohne Gebühren solche Sender wie BR-Alpha, Phoenix, 3sat, Arte und auch Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur und die dritten Fernsehprogramme nicht geben. Dafür zahle ich GEZ, und ich zahle sie gerne. Da können von mir aus Gottschalk bis zum Spättrühestand „Wetten, dass...?“ moderieren und Lena ihre Liedchen trällern, bis Herrn Raab alle seine 46 Zähne ausgefallen sind.
Mister Scoville, Freitag-Community

Die besten Zitate aus den Kommentaren auf freitag.de/community

„Das Blog ist das Haus des Seins, darin wohnend existiert der Mensch“
 Fahrenheit 451

„Berlin scheint eine Stadt für Menschen zu sein, die woanders nicht klarkommen“

Kunststurz

» freitag.de/community

Auch wenn die Regelung des politischen Proporz reformbedürftig ist, was wiederum aus eben politischen Gründen nicht in Angriff genommen wird; auch wenn sich die GEZ Inkasso-Methoden bedient, so reichen Blick und Ohr auf die Apparate unserer Nachbarn für ein Loblied auf das Öffentlich-Rechtliche in Deutschland. „Leute“, die z.B. aus den USA kommen oder dort länger gelebt haben, singen längst eine Hymne auf unsere Fernsehlandschaft und deren Qualität (die immer besser sein könnte als sie ist, das ist geschenkt).
Helena Neumann, Freitag-Community

Ohne die Frage des Eigentums zu stellen, gibt es keine echte soziale Verbesserung

Ein kurzes Gedankenexperiment: Bitte stellen Sie sich mal die deutsche Radio- und Fernsehlandschaft ohne öffentlich-rechtliche Sender vor. Würden Sie sich da ausreichend informiert und unterhalten fühlen? Ich keineswegs. Missbrauch von Rundfunkgebühren dagegen ist für mich die Beschneidung des Internetangebots aus Konkurrenzgründen. Hier gibt es hochwertige Inhalte, die mit diesen Gebühren erstellt worden sind und die müssen nach kürzester Zeit wieder entfernt werden, anstatt den Gebührenden so lange wie möglich zur Verfügung zu stehen. Das ist aus meiner Sicht pervers.
Popkontext, Freitag-Community

Ein großes Buch, ein kluger Kopf

Rudolf Walther
Die Spur der Steine Alexander Mitscherlich wirbt 1965 für die Trennung von Boden und Bauwerk. Stuttgart 21 bestätigt seine Befunde
 der Freitag 23 vom 9. Juni 2011

Ich erinnere mich, dieses Buch kurz nach Erscheinen gelesen zu haben. Es gab in diesen Jahren durchaus eine Minderheit von Menschen, die die Auswirkungen auf das Verkümmern des menschlichen Lebens durch privaten

Bodenbesitz, auf die damit einhergehende zerstörerische Spekulation und allgemeine Zinsknechtschaft erkannt hatten und sich politisch äußerten. Das war die Bewegung der Freiwirte, welche auf den Gedanken von Silvio Gesell beruhten. Ich hatte damals Prospekte verteilt für Vortragsabende hierüber und wurde deswegen von den allermeisten meiner gleichaltrigen Mitmenschen als quasireligiöser Spinner abgetan. Alexander Mitscherlich gehört, so wie Erich Fromm, zu den bedeutenden Denkern für eine humanistische Gesellschaft. Vielen Dank für diesen Artikel.
Frank Linnhoff, Freitag-Community

Schön, diese Erinnerung an ein großes Buch und einen klugen Kopf, lieber Herr Walther. Tatsächlich hatte Mitscherlichs Buch Auswirkungen. Diejenigen, die z.B. Kulturzentren und das Konzept „Kultur für alle“, die die sich auf das Konzept Sozialraummischung beriefen, jene, die Stadttumbau und Stadtansparnung weiter betreiben: sie zitieren, auch heute, weiterhin Mitscherlich. Auch praktisch gab es ein „Abfallprodukt“ dieses Denkens, nämlich die „Fußgängerzone“, die dann 1972 zur Olympiade in München einer staunenden Weltöffentlichkeit vorgestellt wurde. Das blieb auch nicht ohne Auswirkungen, denn oberitalienische Städte, Barcelona, amerikanische Mittelstädte und Kanada folgten diesem Trend.
Columbus, Freitag-Community

Danke für die Erinnerung an Mitscherlich. Gerade seine Bemerkungen zur Eigentumsfrage sind heute wichtiger denn je, auch jenseits jeder revolutionären Attitüde, sondern einfach als Erkenntnis: Ohne die Frage des Eigentums zu stellen, gibt es keine echte soziale Verbesserung. Gerade deshalb wird das Thema umschifft und sich lieber daran abgearbeitet, ob die Linkspartei oder sonstwer „verfassungsfeindlich“ ist.
genova, Freitag-Community

Flächendeckend und zielstrebig

Brigitte Schumann
Lern' nicht mit den Schmuddelkeimern SPD und Grüne rücken vom Leitbild einer „Schule für alle“ ab
 der Freitag 23 vom 9. Juni 2011

Mir ist es mittlerweile vollkommen wurscht, ob das Schulsystem ein-, zwei- oder dreigliedrig ist. Die Entwertung der Abschlüsse wurde flächendeckend und zielstrebig betrieben. Nur ein Bruchteil aller Abiturienten plant ein Hochschulstudium. Abiturienten besetzen Lehrstellen, die vormals Realschülern offenstanden, Realschüler besetzen Lehrstellen, die vormals Hauptschülern offenstanden. Leidtragende sind Hauptschüler

und Hauptschülerinnen. Arbeitsplätze werden nicht durch Schulabschlüsse geschaffen.
zephyr, Freitag-Community

Ich stelle auch das Prinzip infrage, dass Lernen auf einen bestimmten Lebensabschnitt beschränkt sein solle, nach dem man „ausgelernt“ habe. Schule, auch „Hochschule“ kann ein Ort des lebenslangen Lernens sein, an den man immer wieder mal zurückkehrt. Dann ist die „Bildungserstausstattung“ weniger überfrachtet und wer dazu lernen will, tut das eben im Laufe seines Lebens immer wieder. Nicht wenige entscheiden sich dann wahrscheinlich, mit der abgespeckten Bildungserstausstattung erst mal zurecht zu kommen, was sich aber in Verbindung mit einem soliden Grundeinkommen jederzeit ändern lässt. Möglicherweise wäre dann auch die Neigung, sich z.B. mit einer gefälschten Dissertation ein Angebertifikat zu beschaffen, geringer ausgeprägt.
claudia, Freitag-Community

Die Frage ist doch, wie das andauernde Weiterbilden finanziert wird. Früher gab es mal die veraltete Fortbildung in den Firmen, die ihre Mitarbeiter und sich fit machen wollten. Jetzt habe ich den Eindruck, dass alle Kosten auf den Einzelnen abgewälzt werden sollen, nach dem Motto: „Entweder Du erfüllst die Anforderungen, oder Du bist weg vom Fenster.“ Ob das Qualität bringt, ist fraglich.
rudi, Freitag-Community

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

Impressum

Verleger Jakob Augstein
Herausgeber Daniela Dahn, György Dalos, Frithjof Schmidt, Friedrich Schorlemmer
Chefredakteur Philip Grassmann
Stellvertretender Chefredakteur Jörn Kabisch
CvD Michael Pickardt
Art Direction Janine Sack, Anidine Müller (Beratung)
Verantwortliche Redakteure Michael Angele, (Kultur), Susanne Lang (Alltag), Christine Käßler (Online), Jan J. Kosok (Community)
Redaktion Ulrike Baurstiel, Matthias Dell, Maike Hank, Lutz Herden, Michael Jäger, Steffen Kraft, Maxi Leinkauf, Jan Pfaff, Klaus Raab, Tom Strohschneider, Daniel Windheuser, Kathrin Zinkant
Layout Jana Schnell (stellv. AD), Max Sauerbier
Bildredaktion Corinna Koch, Niklas Rock
Redaktionelle Übersetzer Zilla Hofman, Holger Hutt
Projektmanagement Nina Heinlein, Anna-Lena von Salomon
Redaktionsassistentin Jutta Zeise, Ulrike Bewer
Hospitantin Michael Greiner, Helen Whittle (Redaktion)
Verlag und Redaktion der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 www.freitag.de
Geschäftsführung Jakob Augstein
Beratung Prof. Christoph Meier-Siem
Verlagsleitung Dr. Christiane Düts
Anzeigenleitung Johann Plank (johann.plank@freitag.de)
Vertrieb Nicole Knoblauch (nicole.knoblauch@freitag.de)
Marketing Norman Häger (norman.haeger@freitag.de)
 Franziska Linow (franziska.linow@freitag.de)
Leserbriefe leserbriefe@freitag.de
Jahresbezugspreis € 145,60
 Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner: € 98,80 jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland zzgl. Versandkosten: € 31,20 Land- bzw. € 41,00 Luftpost
Aboverwaltung QS Quality Service GmbH
 Telefon Kundenservice (040) 3007-3510
 Fax Kundenservice (040) 3007 85 7044
 E-Mail: service@abo.freitag.de
 Service-Zeiten
 Mo – Fr 8 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 16 Uhr
 Marketing/Aktionsrufnummer: 0180 5604091
 (14 Ct./Min. aus dem deutschen Festnetz der Telekom. Abweichende Preise aus den Mobilnetzen)
 Marketing/Aktionsfaxnummer: (040) 3007 85 7055
 Der Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg
 Konto für Abozahlungen:
 Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG
 Kto.: 13505050, BLZ 10050000, Berliner Sparkasse
IT- und Redaktionstechnik HELDISCH network GmbH
Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de
Gesetz in TheAntiquaF von Lucas de Groot, www.lucasfonts.com
ISSN 0945-2095
Kolumnenillustrationen www.ottoillustration.com



KARIKATUR: AMÉLIE GLENEKE FÜR DER FREITAG



Besuch bei Truckern: Auf der Raststätte geriet unser Autor Nico Schmidt in eine Welt zwischen Globalisierung und rumänischer Folklore S. 24/25

Netzgeschichten

Der geografische Faktor

Wieder war eine Bloggerin zur Heldin avanciert: Auf *A Gay Girl in Damascus* berichtete Amina Arraf darüber, wie das Leben so spielt in Syrien. Wenn man Muslimin ist und Lesbe. Eine Schande. Sie hatte sich mit Namen und Foto geoutet, ihr Bild ging um die Welt, alle großen Medien berichteten über sie. Als es dann auf ihrem Blog hieß, Amina sei entführt worden, riefen Anhänger auf Facebook zur Freilassung auf. Dabei war „sie“ niemals gefangen. Denn nicht nur das Foto der hübschen Frau war (aus den Weiten von Facebook) geklaut, auch die Blogs stammen nicht von Amina Arraf – sondern von Tom MacMaster. Der 40-jährige US-Amerikaner studiert in Edinburgh, ist verheiratet und hetero. Es kamen immer mehr Zweifel am Blog auf, und viele Spuren führten nach Schottland. MacMaster hat sich dann selbst zu seiner Fälschung bekannt.

Er wirkte ziemlich glaubwürdig, dabei fanden sich in seinem Blog kaum lokale Details, wenige Alltagsszenen, sondern allgemeine Verweise auf Freitagsgebete oder eine Liebhaberin von Arraf. Doch das reichte, um sie zur Symbolfigur zu stilisieren. Ist es mittlerweile egal, wo wir gerade leben, wo wir herkommen, wer wir sind?

„Im Zeitalter von Massentechnologie und globalem Handel werden wir uns ähnlicher, und unsere lokale Umgebung schwindet in ihrer Bedeutung“, schreibt der Wirtschaftsjournalist Aditya Chakraborty im „Guardian“. Die Geografie – bis 1989 ein politischer Faktor – ist im Global village ein Relikt. Nationale Grenzen werden gesprengt, gerade im Web 2.0. Manche Eigenheiten könne man aber nicht einfach wegwischen, der Tahrir-Platz sei kein Seminarraum in Großbritannien.

„A Hoax“ steht nun schlicht über dem „Arraf“-Blog, Fälschung. Tom MacMaster entschuldigt sich, es sei doch für einen guten Zweck gewesen. Er wolle über die Lage in Syrien aufklären. Und er fügt hinzu: „Seit ich ein Kind bin, wollte ich Fiktion schreiben.“ Warum nicht beides verbinden?

Die Leser sind wütend. „Schande über euch!“, heißt es auf GayMiddle East. Mit dem Schwindel würden lokale Blogger gefährdet und Zweifel gestreut, wie echt deren Artikel seien – und noch wichtiger: wie echt sie selbst seien.

Inzwischen ist die Maskerade einer weiteren vermeintlich lesbischen Bloggerin aufgefliegen. Paula Brooks gab sich als Chefredakteurin der Seite *LezGetReal.com*, einer Plattform für Lesbierinnen, aus. Sie ist eigentlich ein 58-jähriger Bauarbeiter aus Ohio. Er habe auf die Situation seiner lesbischen Freunde aufmerksam machen wollen, erklärte Bill Graber. Maxi Leinkauf

» Netz Schau

Verdächtige Spießler?

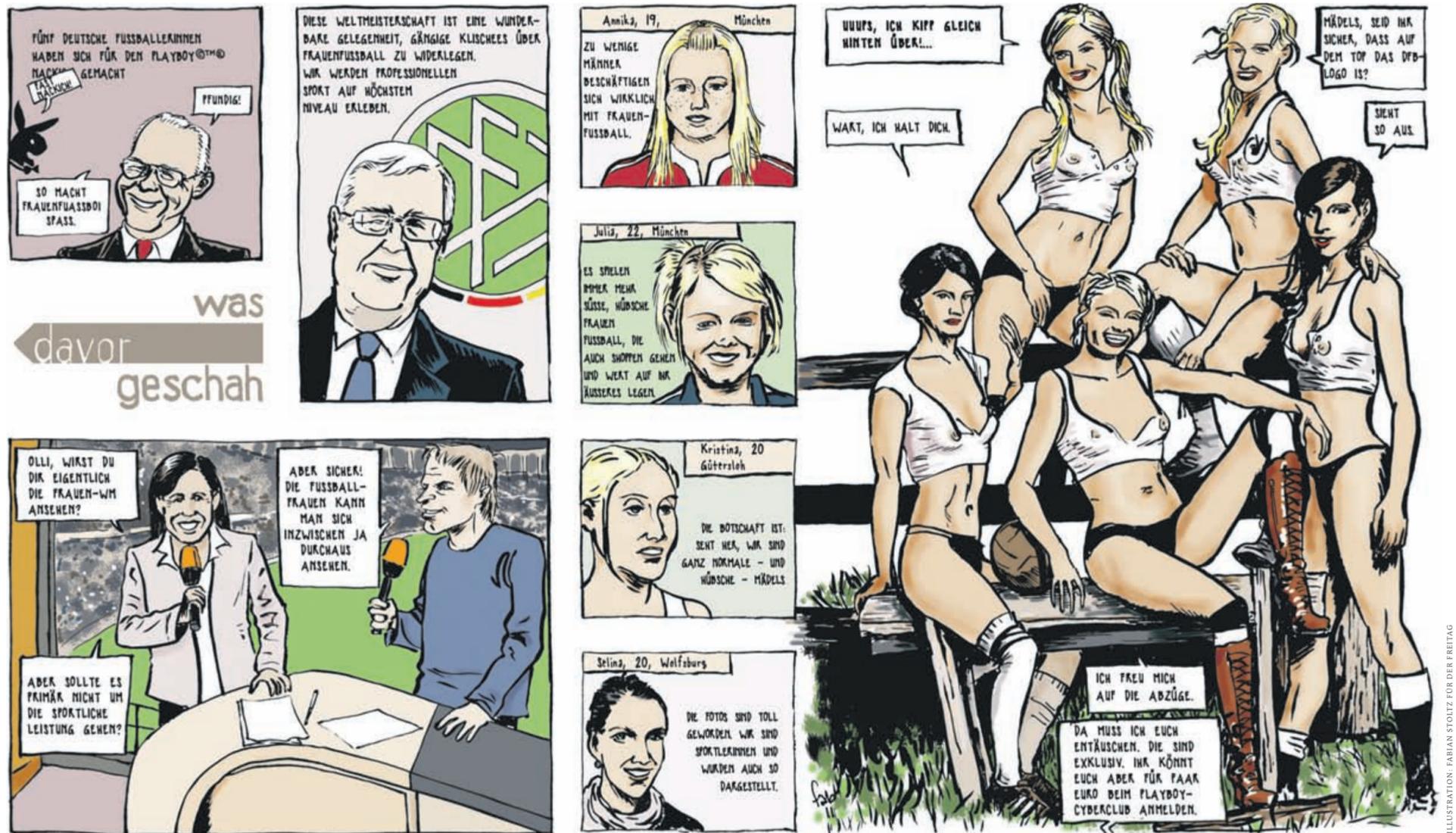
„Bin ich eigentlich ein Spießler?“ fragt Freitag-Blogger *koslowski* seine Frau. „Dein Spießertum ist evident... Du liest beim Frühstück die Zeitung, du hoffst, kein Spießler zu sein, du schwärmst beim Inder von Kotelett mit Bratkartoffeln...“ Dabei hatte er nie die Grünen gewählt. Magda ist die Frage Spießler oder nichts dagegen „wurst. Wobei: Die meisten Westleute sind Spießler, viele mit der Fähigkeit zur Selbstironie. Die aus dem Osten dagegen sind durchweg Kleinbürger“. Für GeroSteiner wiederum steckt der Spießler in jedem. „Alle sind verdächtig. Auch Idealisten, die besonders.“ Mehr: freitag.de/spiessler

» freitag.de/community

In neuen Zeiten

Jill Abramson hat in der Lewinsky-Affäre recherchiert und sich mit der Bush-Regierung angelegt. Jetzt soll sie die härteste Nuss knacken: die Digitalisierung – als Chefin der „New York Times“ S. 23

Storyboard



Werbekritik



Wer es böse meint, sagt: Aldi ist der Sieg des Billigen über die Ästhetik. Wer es besser meint, sagt: Aldi ist der Sieg des Inhalts über die Markenblase. Auf der Annahme, dass das allseits bekannt sei, beruht die deutsche Aldi-Werbung: In mal großzügig, derzeit etwas weniger großzügig verteilten Prospekten steht, was man zu welchem Preis wann kaufen kann. Ohne Slogan, ohne Lifestyle. Unsympathisch ist das nicht: Alle wollen ja nur verkaufen – aber allein Aldi behauptet auch nichts anderes.

In Großbritannien ist Aldi nun, anders als in Deutschland, mit einem Spot im Fernsehen vertreten: Eine ältere Frau sitzt vor einem mit Krimskrams gepflasterten Wohnzimmerbuffet, vor sich zwei Teepackungen. Sie sagt, ihr Mann möge beide. Dazu werden die Preise eingeblendet: Tee von Aldi ist natürlich billiger. Und die Frau schließt: „Ich mag keinen Tee. Ich mag Gin.“

Mit dem gealterten Testimonial vor Milieu-Dekoration und dem zum Schluss eingeblendeten Claim „Aldi. Wie Marken. Nur billiger“ erscheint die Kette hier als das, was sie angeblich nicht ist: eine Marke, angedockt an den Lifestyle seiner Kunden – die daher auch ein Gesicht bekommen, das einer älteren Frau. Gesellschaftlich von Belang ist in Deutschland allerdings vor allem ein anderer Aspekt: Während die unabhängig voneinander agierenden Gruppen Aldi Süd und Nord mit unterschiedlichen Produkten bisher dafür sorgten, dass zwischen Nord- und Süddeutschland eine unsichtbare Grenze verlief, heißt der neue Konkurrent nun Aldi Großbritannien: Dort gibt es jetzt auch Pointen.

Klaus Raab

Eventkritik Am Todestag von Ludwig II. will sich ein Verein von der Monarchie freischwimmen – und kriegt Mitleid mit dem ertrunkenen König

„Das Wasser hätte dem Kini gefallen!“

Gegen Monarchien helfen oft nur Revolutionen. Gegen tote Könige reichen schon ein paar Schwimmnudeln. Das zumindest hofft der Verein „Ein anderes Bayern“ – und hat deshalb ein knappes Dutzend quatschbunter Schaumstoffwürste mitgebracht.

Es ist der Todestag von König Ludwig II.; unter dem Motto „Bayern geht Baden“ hat der Verein an den Starnberger See eingeladen, an die Stelle, an der vor genau 125 Jahren der König von Bayern gestorben ist. Der „Märchenkönig“, den königstreue Bayern immer noch als ihren „Kini“ verehren.

Gegen den Ludwig-Kult wollen die Mitglieder von „Ein anderes Bayern“ heute protestieren. Etwa 30 Mitstreiter sind gekommen, die meisten um die 50, Typ Studienrat oder Künstler. Sie alle wollen sich nun endlich „freischwimmen“ von der Monarchie, deswegen die Badetiere und die Schwimmhauben. Weil es in Strömen regnet, sitzen die meisten aber erstmal unter dem Dach einer kleinen Holzbühne. Der Verein hat sie aufgebaut, später spielt eine Band, es wird Reden geben, Fernsehcameras sind da, und am Rand der Veranstaltung steht ein Pulk von Fotografen. Schnell ist klar: Es ist ein gut durchorganisiertes Happening, denn nur so kann man dem Kini-Kult etwas Gewichtiges entgegensetzen.

Banker für Märchenschlösser?

Mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tod locken Ludwigs Schlösser jedes Jahr Millionen Touristen in den Freistaat, „Kini“ ist ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Das Leben des „Märchenkönigs“ wurde in Dutzenden Büchern, mehreren Filmen und zwei Musicals verschönt, verklärt und überzuckert, längst ist Ludwig kein König mehr, sondern ein Klischee. Jetzt, zum Jubiläums-Todestag, läuft die Gedenk-Maschinerie natürlich auf Hochtouren, es gibt Fernsehsendungen, Ehrengottesdienste und auf Schloss Herrenchiemsee hat bereits vor einem Monat eine gigantische Ausstellung eröffnet. Der Titel: *Götterdämmerung*.

Für Wolfram Kastner ist das alles „Ludwixerei“. Er ist einer der Initiatoren von „Bay-

ern geht Baden“, darum trägt der 64-jährige einen Schnorchel und eine große Taucherbrille. Der König, sagt er, sei ihm ja eigentlich wurscht. „Mich stört diese Vergöttlichung, als hätten wir heute keine anderen Probleme, als diesen Blödsinn zu feiern“.

Der Regen hat sich mittlerweile ein wenig verflüchtigt, und vor der Bühne rätseln ein paar Schaulustige, was es wohl mit den bunten Schwimmtieren auf sich hat. „Ach, die sind gegen den Kini!“, meint ein Herr im Lodenjanker, der prompt erklärt, er hätte gern noch einen König: „Der hätte zwar viel Geld verbraucht, aber das macht die Bayerische Landesbank auch. Nur dass man davon danach dann nie mehr was sieht“.

Nun könnte man fragen: Wären Banker beliebter, wenn sie Unsummen für gigantische Märchenschlösser verbraten würden? Wahrscheinlich nicht. Mit Ludwig aber ist es so: Die Schlösser, der Prunk und das wohlige Klischee des romantischen Monarchen lassen viele vergessen, dass ihr Märchenkönig ein schweres Alkoholproblem hatte und die meiste Zeit seinem Reich

und seinen Untertanen vollkommen desinteressiert gegenüberstand. Statt der Cholera oder den Schulden des Reiches widmete sich Ludwig lieber neuester Technik, seinen Bauvorhaben oder seinen geliebten Wagner-Opern.

„Humoristisch kritisieren“ will man das heute am Starnberger See, darum spielt eine Musikgruppe jetzt Wagner-Stücke, aber bayerisch-volksnah adaptiert mit Zither, Kontrabass und Zupfgitarre. Während sich vorne bayerische Stubenatmosphäre verbreitet, ziehen sich hinter der Bühne die Schwimmer um. „Ich bin gar nicht so gegen König Ludwig“, sagt einer von ihnen und knöpft sich die Hose auf. „Aber ich bin für einen offenen Umgang mit der Geschichte“. Ein paar japanischen Touristen ist das zu viel Zirkus, sie schauen verwirrt auf die Aufblas-Tiere und die antimonarchistischen Freischwimmer in Feinripp-Unterhosen.

Angesichts von Wassertemperaturen um die 17 Grad wärmen sich ein paar ältere Damen mit Gymnastik auf. Ins Wasser geht

aber noch niemand, alle warten auf „den Kini“, einen Ludwig-Imitator mit gefärbten Haaren, der als Erster in den See soll.

Als der falsche König endlich erscheint, gibt es spontanen Szenenapplaus – dabei wollte man ihn ja eigentlich nicht feiern. Etwas verzagt waten die Schwimmer in den See, fünf Meter, dann haben sie das Kreuz erreicht, das an der Stelle im seichten Wasser steht, an der Ludwig gestorben sein soll. Wie, das ist bis heute umstritten: Die offizielle Version besagt, er sei im Wahn ertrunken, mit seinem Arzt, der ihn retten wollte. Dann gibt es noch einen diverse Verschwörungstheorien: Ludwig soll erschossen worden sein, man habe ihn betäubt und auf jeden Fall hinterrücks ermordet.

Und niemand buht

Im Moment interessiert das aber niemanden, der falsche König planscht munter im Wasser, und am Ufer haben sich zwei Dutzend Pressefotografen aufgebaut, die die Schwimmer wie Regisseure hin und her dirigieren. „Näher zum Kreuz!“, „Nein, kein Gruppenfoto! Schwimmen!“. Alle lächeln in die Kameras, dann wird es zu kalt, und nach zehn Minuten ist die Aktion vorbei. „Das Wasser ist toll, das hätte dem Kini bestimmt auch gefallen!“, ruft eine Frau und zieht ihre Luftmatratze über den Kies.

Zwei Meter weiter haben Ludwig-Fans Blumen ans Ufer gelegt. „So was von pietätlos“, schimpft ein Mann mit imposantem Schnauzer. Mehr Kritik gibt es nicht, keine Buhrufe, keine Pro-Ludwig-Transparente. Die meisten Fans feiern ihren Kini in einem Bierzelt oberhalb des Sees.

In den Jahren vor seinem Tod versteckte ihr König sich in abgelegenen Schlössern, in denen er tagsüber schlief und nur in der Nacht lebte. Der Rummel an seinem Todestag wäre ihm ein Graus gewesen, einige Schwimmer äußern dafür an diesem Tag sogar Verständnis: „Die Fotografen haben mich extrem gestört“, meint einer. Außerdem – so ein richtiger Gegner von Ludwig II. sei er dann auch wieder nicht: „Mir tut der König leid, denn eigentlich war der ja ein armer Hund.“

Christoph Gurr



Wo Ludwig II. ertrank, heißt es nun: Der König ist tot, es lebe die Schwimmbrille!

„Ich habe diesen Job nicht, weil ich eine Frau bin“

Jill Abramson ist die erste Chefredakteurin der „New York Times“. Sie muss das Blatt durch eine Phase der Veränderung führen



■ Ed Pilkington

Der Chefredakteursposten der *New York Times* ist in den USA wohl das, was, neben Präsidentenamt und Lady Gaga, dem Hochadel am nächsten kommt. Selbst im Zeitalter von Twitter, Google-News und Blogosphäre kann, wer bei dieser Zeitung das Sagen hat, die Debatten im Land steuern, Märkte bewegen, Politiker stürzen, Kriege sanktionieren und Hollywood-Stars schaffen.

Man stellt sich den typischen *New York Times* Chef als mächtigen und majestätisch erhabenen Menschen vor. Doch in Jill Abramsons Büro wird sofort klar, dass die Beschreibung auf sie kaum zutrifft. Der Raum ist voll mit Blumensträußen, die Freunde und Bewunderer ihr geschickt haben, um ihr zu ihrem neuen Job zu gratulieren; es herrscht das ungeordnete Flair eines Antiquitätenladens. An den Wänden hängen Schwarz-Weiß-Fotos, darunter ein Kinderbild ihrer Mutter. Ein wenig eigenartig sind die Kissen auf einem Sofa, auf denen flauschige West-Highland-Terrier zu sehen sind – ihr erster Hund Buddy war auch so ein „Westie“. Auf einem Tisch liegt ein Exemplar ihres bald erscheinenden Buches *The Puppy Diaries: Raising a Dog Named Scout*. Darin geht es um ihr derzeitiges Haustier, einen Golden Retriever. „Ich bin total hundeverrückt“, sagt die 57-Jährige.

Diese Bemerkung ist an sich gar nicht so überraschend – auch wenn ich nicht gerade erwartet hatte, dass die künftige Chefredakteurin der *NYT* von Vierbeinern schwärmen würde. Aber mich erstaunt die Art und Weise, wie sie es sagt. Abramson hat einen schweren New Yorker Akzent, zieht die Vokale nasal in die Länge, wie ein Gummiband kurz vor dem Zerreißen: „Out“ wird zu „iouuut“ und „now“ zu „niouuuw“, es klingt ein wenig – mit allem Respekt für ihre Hunde – wie das Miauen einer Katze.

Abramson kam in der Upper West Side zur Welt. Ihre Eltern hatten ihr ganzes Leben in Manhattan verbracht. Bei ihnen zu Hause sei die Zeitung, für die sie heute arbeitet, eine Art Religionsersatz gewesen, erzählt sie. „Was die *New York Times* sagte, war die absolute Wahrheit.“

Dass sie echte New Yorkerin ist, zeigt sie stolz, nicht nur im übertragenen Sinne: Vor acht Jahren hat sie sich, nach vielen Jahren in Washington, das Motiv einer Eintrittsmünze für die New Yorker U-Bahn eintätowieren lassen. Ein Motiv mit doppelter Bedeutung: „Ich bin hier aufgewachsen und liebe die U-Bahn, benutze sie für alle meine Wege“, sagt sie. „Ich habe es aber auch wegen der Aufschrift am Rand gewählt: ‚Nur für eine Fahrt gültig‘ – das ist die Philosophie, nach der ich lebe. Es ist also die perfekte Kombination einer großartigen Lebenseinstellung und der Stadt, die ich liebe und in der ich geboren wurde.“

Nach der Berufung an die Spitze des US-amerikanischen Journalismus wurde aber weniger über ihre New Yorker Identität als über ihr Geschlecht geredet. Zum ersten Mal in der 160-jährigen Geschichte der *NYT* wird das Blatt schließlich bald von einer Frau geführt. Abramson selbst weiß nicht so genau, was sie von der Genderdiskussion um sie halten soll. Als Katie Couric 2006 zur ersten alleinigen Sprecherin einer Nachrichtensendung ernannt wurde,

schrrieb sie, Abramson, in der *Times* einen Artikel mit der Überschrift: „Wann werden wir damit aufhören zu sagen, die erste Frau in ...?“ Heute muss sie darüber schmunzeln, der Text habe sie zu einer großen Heuchlerin gemacht.

Der Begriff der „ersten Frau“ sei sehr wichtig, fügt sie rasch hinzu. Warum? „Die Nummer eins“, sagt sie. „Ich weiß, dass ich diesen Job nicht bekommen habe, weil ich eine Frau bin. Sondern weil ich diejenige bin, die am besten für ihn qualifiziert ist. Nichtsdestotrotz: Der Chefredakteursposten der *New York Times* ist eine unverzichtbare Position in der Gesellschaft, und eine Frau wird künftig die Redaktion leiten. Das ist bedeutungsvoll.“

Wird ihr Geschlecht die Richtung bestimmen, die die Zeitung unter ihr nehmen wird? „Vielleicht. Aber ich denke, jeder hier weiß, welche Geschichten mir am besten gefallen: kompromisslose, gut recherchierte, investigative Texte, detailreiche Auslandsreportagen. Ich glaube daher nicht, dass irgendjemand Angst hat, ich könnte weiche Themen auf die Titelseite bringen.“

Nur wenige würden Abramsons Behauptung widersprechen, dass sie bestens für den Job qualifiziert ist. Nach ihrem Studium in Harvard arbeitete sie zunächst beim *Time*-Magazin und landete nach mehreren Stationen beim *Wall Street Journal*, bevor sie 1997 zur *Times* kam, bei der sie bald Chefin des Washington-Büros wurde.

Sie überstand ein angespanntes Verhältnis mit dem damaligen Chefredakteur Howell Raines, der seinen Posten nach nur zwei Jahren wieder räumen musste – ein Schritt, den Abramson angeblich mit vorangetrieben haben soll.

Kriegserfahrene Veteranin

Sie überstand auch Zusammenstöße mit der Bush-Regierung. „Was das angeht, bin ich ein kriegserfahrener Veteran“, sagt sie. „Es gab mehrere Geschichten, die die nationale Sicherheit berührten, die sie nicht gedruckt sehen wollte und bei denen sie uns anhielt, sie nicht zu bringen. Schließlich haben wir sie aber doch gebracht.“

Abramson hat auch schon investigativ gearbeitet – eine Fähigkeit, die sie während der jüngsten Reihe von Wikileaks-Veröffentlichungen, bei denen sie eine wesentliche Rolle spielte, als vorteilhaft erwies. Besonders stolz sei sie jedoch auf die Untersuchungen, die sie zur Zeit des Amtsenthebungsverfahrens gegen Bill Clinton gegen die unabhängige Kanzlei Ken Starr anstellte – Kenneth Starr war Sonderermittler in der Lewinsky-Affäre. „Wir hinterfragten die Motivation [Starrs], und ich bin wirklich stolz, dass wir das gemacht haben, denn alle lebten damals von Tipps von seiner unabhängigen Kanzlei.“

„Mir ist sehr bewusst, dass die Leser unsere Autorität hinterfragen“

In Zeiten, in denen andere US-amerikanische Zeitungen ernsthafte Recherchen zunehmend einstellen, könnte sich dieses Einfordern investigativer Arbeit im Laufe der kommenden fünf Jahre als entscheidend erweisen. Abramson kennt sich gut mit der Krise der US-amerikanischen Zeitungsindustrie aus. Im vergangenen Jahr schrieb sie einen Essay für das Magazin *Daedalus*, in dem sie eine Chronik der sich entfaltenden Katastrophe erstellte, als Auslandsbüros geschlossen wurden, Redaktionen zusammengestrichen und ganze Zeitungen eingestellt wurden.

Die *Times*, mit ihrer immer noch imposanten Redaktion von 1.200 Journalisten, hat es weitgehend geschafft, sich diesem



Jill Abramson mit Vorgängern Bill Keller, Max Frankel, Joseph Lelyveld (von links)

Wie sich die Zeiten doch ändern

„Bis zum Horizont sah ich nichts als Männer, gediegene Männer, gelehrte Männer, gepflegte Männer, verhutzelte Männer, die sich alle unter Regenwolken von Rauchtumulten.“ – So beschreibt J.R. Moehringers Held im Roman *Tender Bar* seine Eindrücke im Gebäude der *New York Times* anno 1986. Seitdem hat sich einiges geändert: Die Redaktion sitzt seit 2007 in einem neuen

Hochhaus; man trägt so dem Aufbruch in die digitale Zukunft Rechnung – die Vernetzung der Print- und Online-Abteilungen spiegelt sich hier in der Architektur.

Vor allem aber ist die *NYT*, wie viele Blätter, wirtschaftlich angeschlagen. Anzeigenvolumen und Auflage sinken (auf aktuell etwa 910.000 Exemplare). Anteile an der *Times* wurden verkauft; die

Zeitung kürzte Gehälter und entließ etwa 100 Mitarbeiter – sie hat aber nach wie vor mehr Personal als *USA Today* und des *Wall Street Journal*, die größere Auflagen haben. Derzeit läuft der Versuch, Online-Leser zum Zahlen zu motivieren: Wer bei *nytimes.com* mehr als 20 Artikel im Monat liest, also regelmäßig gezielt auf die Seite kommt, und kein Zeitungsabonnent ist, muss zahlen. *raa*

Trend zu widersetzen. Aber auch sie ist natürlich keineswegs immun gegen die existenzielle Krise wegen kontinuierlich sinkender Einnahmen aus Anzeigengeschäft und Zeitungsverkauf, die aus der Abwanderung der Leser ins Netz resultiert.

Als leitende Redakteurin, die sie in den vergangenen acht Jahren an der Seite des noch amtierenden Chefredakteurs Bill Keller war, musste auch sie 100 Redaktionsstellen streichen. Aber sie sagt: „Es war nicht die Art von tiefem Einschnitt, den andere Redaktionen verkraften mussten.“

In den vergangenen sechs Monaten hat Abramson sich in die digitale Sparte des operativen Geschäfts der *Times* vertieft – eine wichtige Vorbereitung, denn die digitale Zukunft der Zeitung könnte über ihren Erfolg oder ihre Niederlage im Sessel des Chefredakteurs entscheiden. Wie gut und wie gründlich wird sie den momentanen Übergang in die digitale Welt bewältigen?

Die *Times* hat in dieser Hinsicht eine zwiespältige Bilanz vorzuweisen. Auf der einen Seite wird Abramson im September eine Zeitung übernehmen, die in Sachen weltweite Online-Verbreitung eindeutig an erster Stelle steht. Ihre Leserschaft, gemessen in monatlichen Unique Users, ist global und liegt gegenwärtig bei 46 Millionen: Ein Beleg für die einnehmende Verbindung aus hervorragender traditioneller Berichterstattung und einer beeindruckenden Reihe moderner Multi-Media-Angebote und Blogs.

Aber die *Times* ist auch schon von Lesern dafür kritisiert worden, bei der Weiterentwicklung ihrer Internet-Community und der Öffnung der Zeitung für die Interaktivität des Netzes zu träge zu sein. „Ich würde sagen, das stimmt“, räumt Abramson ein. „Wir bemühen uns jetzt aber sehr, Social Media in die Berichterstattung einzubinden und die *Times* zu einer Plattform zu machen, auf der die Leute zusammenkommen können. In mancher Hinsicht kommt unsere stärkste Konkurrenz, was Eilmeldungen angeht, von Twitter.“

Twitter: Das Thema berührt die Herausforderung, vor der die *Times* und auch deren künftige Chefin steht, in ihrem Kern –

es geht um die Wahrnehmung, dass die Zeitung sich in ihrem Innersten der digitalen Revolution widersetze.

Bei Twitter ist sie seit gestern

Dieser Eindruck konnte auch – oder gerade – durch die jüngste Serie der von Chefredakteur Keller persönlich verfassten Kolumnen nicht entkräftet werden, in denen er sich etwa über die Internet- und Blogzeitung *Huffington Post* lustig machte. Sie bietet eine Mischung aus „Promi-Klatsch, Videos mit süßen Kätzchen, Posts von unbezahlten Bloggern und von anderen Publikationen übernommenen Berichten“. Außerdem stieß er bei Twitter eine Diskussion darüber an, ob Twitter dumm mache – er gewann nicht nur Fans damit.

Abramson nun verspricht, die digitalen Innovationen mit größerem Tempo voranzutreiben. Sie habe sich ein iPad gekauft, sagt sie, und sie liebe die iPad-Apps der *Huffington Post*. „Das ist wirklich eine tolle Sache.“ Sie erwähnt auch Arianna Huffington, die charismatische Gründerin der mittlerweile an AOL verkauften Seite. Die beiden haben sich Anfang der neunziger Jahre kennengelernt.

Was aber den Eindruck angeht, den die *Times* bisweilen nach außen abgibt – das Blatt stehe über den Dingen und missachte hochmütig, was es von der Konkurrenz lernen könnte: Da befindet sich Abramson in einer misslichen Position. Sie kann Kellers Meinung über Twitter kaum kritisieren, da sie selbst bis vor Kurzem noch nicht einmal einen Twitter-Account besessen hat. Fast verlegen gibt sie zu, dass sie eben erst einen eingerichtet habe. Als ich sie frage, wann, antwortet sie: „Heute, oder gestern.“

Ist es nicht ein wenig merkwürdig, dass die kommende Chefredakteurin der wichtigsten Zeitung der USA – die Frau, die mit der entscheidenden Aufgabe betraut sein wird, das Blatt durch eine große digitale Veränderung zu manövrieren – noch nicht einmal ihren ersten Tweet versendet hat?

„Das mag merkwürdig sein, aber ich habe bislang noch keine Notwendigkeit gesehen. Ich bin nicht diese Art von Mensch.“ Abramson verspricht, etwas gegen die Wahrnehmung zu unternehmen, die *Times* sei eine Institution mit absolutem Wahrheitsanspruch, die nicht mit ihren Lesern in Dialog treten wolle. Es gehe ihr nicht darum, als unerreichbare Stimme einer überlegenen Autorität zu gelten. „Mir ist sehr bewusst, dass die Leser unsere Autorität hinterfragen. Wir müssen uns stärker auf sie einlassen, sie sind für uns eine unglaubliche Ressource – und ja, wir müssen energischer und auf kreativere Weise zeigen, wie großartig unser Online-Publikum ist.“

Bei all dem wird aber dennoch klar, dass sie nicht aus den Augen verlieren will, was die *New York Times* groß gemacht hat. „Ich denke, die Autorität, die wir genießen, stammt von der Qualität unserer Berichterstattung, und an dieser wird sich nichts ändern“, sagt Abramson. „Niemals.“

Ed Pilkington ist Korrespondent des *Guardian* in New York. Er hat bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe 535 Tweets bei Twitter abgesetzt. Übersetzung: Zilla Hofmann, Holger Hutt

ANZEIGE

Richtig essen – Ernährung zwischen Genuss und Gewissen

Freitag salon

27. Juni Berlin
Gäste Thilo Bode (Verbraucherrechtsorganisation Foodwatch), Karen Duve (Schriftstellerin), Valentin Thurn (Autor und Regisseur)
Moderation Jakob Augstein (Verleger des Freitag)

Beginn 19.30 Uhr
Eintritt 3 Euro, Karten sind im Maxim Gorki Theater erhältlich
Ort Maxim Gorki Theater, Am Festungsgraben 2, 10117 Berlin

zby BERLIN

freitag.de/salon

Eine Veranstaltung in Kooperation mit dem Maxim Gorki Theater

der Freitag Das Meinungsmedium



Das Leben ist eine Raststätte

Trucker Die Bezugspunkte eines Fernfahrers heißen Straße, Zuhause und Tanke. Und die Route 66? Eine romantische Idee. Begegnungen auf dem Lkw-Parkplatz

Text Nico Schmidt Fotos Bianca Thomas



Pause an der Raststätte Hildesheimer Börde Ost. Ivans Zigaretten für die Fahrt (unten), Iie zeigt Foto seiner Töchter auf dem Handy (oben rechts)



Der japanische Kleinwagen bleibt auf einem der PKW-Halteplätze stehen. Ein kleiner Junge springt heraus, schreit und läuft zur Raststätte. Fünf Minuten später hält er eine Cola in der einen, einen Miniatur-LKW in der anderen Hand. Sein Vater deutet auf den Wagen: „Einsteigen!“ Die Reise geht weiter. Ein paar Meter weiter habe ich mich an einen Tisch aus Naturstein gesetzt. Drei Tage lang wollen wir in den Alltag der LKW-Fahrer hier an der Raststätte Hildesheimer Börde eintauchen. Einer vergleichsweise kleinen Raststätte. Das Self-Service-Angebot des „Gusticus Snack“ bietet Würstchen für drei und belegte Brötchen für fünf Euro. Ich nehme einen Pott Kaffee.

Andreas kommt aus Tuttlingen im Süden Baden-Württembergs. Er setzt sich an den Tisch, fingert eine Zigarette aus der Schachtel und schenkt sich Kaffee aus einer Thermoskanne ein. Er zeigt auf meinen Becher: „Das kannst du dir als Fernfahrer heute nicht mehr leisten. Früher war das alles viel billiger.“ Er haut mit der Hand auf die Tischplatte, lacht und zeigt auf den LKW-Parkplatz, wo sich allmählich die Trucks sammeln: „Man merkt, es ist jetzt kurz nach zwölf. Jetzt, wo Feiertag ist, sind nach Süden die Plätze zu.“

Fronleichnam ist ein Relikt des katholischen Kirchenjahres. In süddeutschen Bundesländern, unter anderem Hessen, Baden-Württemberg und Bayern, ruht die Arbeit, auch für Fernfahrer, festgeschrieben im „Sonn- und Feiertagsfahrverbot“. Weiter darf nur, wer eine Sondergenehmigung hat, und das sind nur wenige. Andreas hat eine und deutet an, dass er bald losfahren muss. Ich frage ihn, ob er mir seine Fahrerkabine zeigt. Seinem Nicken folgend überquere ich den Parkplatz und bemerke erstmals die unsichtbare Trennung zwischen LKW- und PKW-Parkplätzen.

Vor Andreas' LKW sitzen drei Osteuropäer vor einem Gaskocher und warten darauf, dass ihre Suppe fertig wird. „So ein Ding habe ich auch, gestern gab es Gyros“, sagt Andreas, während er die Beifahrertür öffnet. „Vier Quadratmeter ohne Dusche und WC - Hotel zum grünen Stern“, sagt er und führt einen Kühlschrank, eine Schlafnische und ein LED-Kreuz – er sei „freidenkender Heide“ – vor.

Ein Stapel Fotos liegt auf der Ablage. Mit seiner Freundin telefoniert Andreas häufig: „Gott sei Dank gibt es Telefon-Flatrates und Headsets.“ Ich frage ihn, ob er überlegt, das unsteuerte Fernfahrerleben gegen die Sesshaftigkeit zu tauschen. Natürlich habe er das überlegt, Nahverkehr sei schon okay, aber seine Freundin habe lieber einen Tag die Woche einen glücklichen Mann daheim, als „jeden Tag einen mit so 'ner Fresse“. Er verzieht das Gesicht. Dann zeigt er auf die drei Osteuropäer, die vor ihrem LKW sitzen: „Das sind die Preisschinder. Wenn wir die Tonne für zehn Euro fahren, nehmen die sechs. Unser Geschäft ist ein tägliches Ringen mit Polizei, PKW-Fahrern und Speditoren geworden.“

Und dann war der Tank leer

Das Bild des entspannten LKW-Fahrers, den Gunter Gabriel und Tom Astor besungen haben, hat ausgedient. „Trucker kann sich einer nennen, der Route 66 fährt, aber hier in Deutschland gibt es keine Trucker mehr“, sagt Andreas. Dann muss er weiter. Seine Ware bringt er an die französische Grenze, bevor er für einen Tag nach Hause fährt.

Es ist Nachmittag, alle Stellplätze sind jetzt belegt und die Kabinenfenster mit Laken verhängen. Im leeren Laderaum eines Anhängers sitzen zwei Männer. Die beiden,

die Vater und Sohn sein könnten, steigen aus dem Anhänger. Cristian, der jüngere der beiden, zieht weiter, der ältere, Dorin, geht mit mir zu seiner Fahrerkabine. An der Frontscheibe hängt ein Kreuz: „Das ist mit Wasser geweiht, aus einer sehr alten Kirche in Maramures“. Er sei orthodox, was nicht heiße, dass er jeden Tag beten müsse, sagt er. Auf der Konsole liegen zwei Vuuvuzelas, die er seiner Tochter mitbringen will, sie waren die Beigabe zu einer Kiste Bier.

Jeden zweiten Monat sieht Dorin seine Tochter. Sie wird am Montag im rumänischen Sibiu eingeschult. Seine Familie sei sauer, sagt Dorin, dass er dann LKW fährt und nicht zu Hause ist. Er bricht im Satz ab, klettert über den Fahrersitz nach hinten und zieht einen Laptop hervor. Es dauert einen Augenblick, dann hat er gefunden, was er sucht. Bilder aus dem letzten Sommer. Zwei Wochen war er mit seiner Familie an der Adria-Küste. Ein normaler rumänischer Arbeiter kann sich das nicht leisten: „In Rumänien machst du maximal 150 Euro im Monat. Hier verdiene ich mit dem LKW-Fahren 1500 Euro.“

Dorin lehnt sich in seinen Sitz zurück. Ein Jahr will er noch fahren. Sein Onkel besitzt einen großen Baumarkt in Sibiu. Dort werde er dann als Spediteur arbeiten, auch seinen Kindern zuliebe. Dann zeigt er mir ein anderes Kreuz: „Das habe ich im Urlaub 2008 gekauft. Das ist nicht zum Beten, only for remember.“

Am nächsten Tag, auf dem östlichen Teil der Raststätte, treffe ich Ivan. Während sein Kollege Wäsche auf der Beifahrertür trocknet, stopft Ivan, in blauem Muskel-Shirt,

Er steckt Knoblauch in die Flasche und schlägt sie gegen Reifen. Das wird Marinade

schwarzer Sporthose und Badelatschen, Zigaretten. Pro Packung, erzählt er, sparen sie drei Euro. Ich frage, was sie geladen haben. Ivan zuckt mit den Schultern, lacht und führt mich hinter den Wagen. Er öffnet die Plane und scheint erstaunt über die Kisten Wein, die sich stapeln. Er lacht erneut: „Ich trinke keinen Wein, nur Bier, deutsches und spanisches.“

Ivan fährt für eine dänische Spedition. Nach Hause, nach Rumänien, kommt er über Monate nicht. Jeden Sommer lädt er mit seinem ersparten Verdienst Freunde ans Schwarze Meer ein. Auf die bulgarische Seite, betont er, dort seien die Strände weißer und die Clubs schöner. Seinen Freunden, die meisten sind arbeitslos, bezahlt er Urlaub und Partys. Er lehnt am Wagen, zündet sich eine Zigarette an und erklärt mir seine Route für die nächsten Tage: Die Ware in Dänemark abliefern, neue Waren laden und dann nach Turin fahren. Italienische Raststätten, sagt er, sind im Gegensatz zu deutschen ein unsicheres Pflaster. Vor ein paar Wochen wurde ihm, während er schlief, der komplette Tank leerpumpt.

Ich will wissen, woran er sich erinnert, wenn er an sein Leben auf der Straße denkt. Er zuckt kurz zusammen. In den Staub auf der Plane seines LKWs malt er die Skizze einer Autobahn. Er saß auf dem Beifahrersitz, erzählt er, als der Fahrer versuchte, auf

der Autobahn zu wenden. Sie erwischten mit dem LKW einen Kleinwagen. „Ich steige aus, gehe runter, ich zünde mir eine Zigarette an, gehe zu dem Wagen und sehe, wie der Mann zwischen der Decke des Autos und dem Lenkrad eingeklemmt ist.“ Seither, sagt er, habe er Alpträume.

Am frühen Abend staut sich der Verkehr auf der A7. Einige LKWs fahren auf die Raststätte. Der Parkplatz füllt sich. Holger wäscht sich den Schweiß von der Stirn, er steht vor seinem LKW und guckt ungeduldig auf die Fahrbahn: „Morgen früh muss ich in Frankreich sein, Saint-Quentin-Fallavivier. Könnte ein Problem werden.“ Er zeigt auf den LKW nebenan: „Den habe ich schon mal gesehen, der fährt auch dorthin.“ Das Kennzeichen zeigt, das Fahrzeug ist in Tschechien zugelassen. „Die siehst du alle erst seit der EU-Erweiterung hier“, sagt Holger. „Früher bin ich in Schweden Tanker gefahren, dann kamen die ersten Tschechen, und vor drei Jahren wurde ich entlassen. Heute muss du auch am Wochenende fahren und mit allen Mitteln tricksen.“

Folklore aus dem Laufwerk

Holger deutet mit einer Handbewegung an, dass er in den Wagen steigen will. Er wischt sich erst den Schweiß von der Stirn, schaltet dann die Klimaanlage an. Anders als die anderen Fahrer sind diese beinahe leer. Von meiner Frau wird mir immer die Futterluke und der Kühlschrank gepackt. Ich hatte hier früher auch ein bisschen Krimskrams von den Kindern liegen.“

Seit seiner Entlassung versucht Holger seinen Wagen so unpersönlich wie möglich zu halten. Er hasse sein Fahrzeug und hoffe, wieder in Skandinavien fahren zu können, das sei entspannter. Er könne dann häufiger nach Hause fahren. Wie wäre es für ihn, mehr Zeit mit seinen Kindern und seiner Frau zu verbringen? Er runzelt die Stirn: „Ich habe acht Kinder. Eine Zeitlang, zwei Jahre, habe ich auf dem Bau gearbeitet. So konnte ich bei meiner Familie sein. Das hat aber nicht geklappt. Die haben ihren eige-

nen Ablauf. Da störst du nur. Meine Kinder haben mich immer mit dem Vornamen angesprochen, sie kannten es nicht anders. Irgendwann kam dann meine Frau und sagte mir, es wäre besser, wenn ich wieder LKW fahren würde.“ Holger blickt auf die Straße, wo der Verkehr wieder rollt. Wir verabschieden uns.

Am Samstagabend treffen wir Dorin und Cristian wieder. Sie sitzen mit zwei Freunden an einem Schultisch, den sie keine fünf Meter von der Autobahn entfernt aufgestellt haben. „Heute keine Fotos. Heute essen.“ Dorin stellt mir seine Kollegen vor. Sie fahren für die gleiche rumänische Spedition. Auf dem Tisch stehen Salat, rohes Fleisch und Bier. Das haben sie heute in der Stadt gekauft, erzählt einer der Männer. Dann nimmt er eine Plastikflasche und führt vor, wie man eine Knoblauch-Marjade herstellt. Dafür steckt er den Knoblauch in die Flasche und schlägt sie gegen einen der LKW-Reifen.

Man findet hier eigentlich keine Ruhe, es ist laut und riecht nach Abgasen. Die Männer beirrt das nicht. Als die Dämmerung einsetzt, legt einer eine CD mit rumänischer Folklore in das Laufwerk des LKWs. Sie singen mit, die Stimmung scheint ungetrübt. Ich frage, wann sie weiterfahren. Die Gesichter verziehen sich für einen Augenblick. Zwei der Männer werden nach Karlovy Vary fahren. Dorin und Cristian müssen hier warten, bis sie einen neuen Auftrag bekommen. Das kann eine Woche dauern.

Als ich zwischen den LKWs hindurchgehe, stehe ich plötzlich in einer anderen Welt. Da steht ein Polizeichef, es wird Schnaps aus kleinen Flaschen getrunken. Die rumänische Folklore hört man nicht mehr.

Nico Schmidt ist freier Journalist. Der Text basiert auf Beiträgen, die er und Johanna Gesa Hennies für das von Annett Gröschner und Stephanie Drees herausgegebene Buch *Hildesheimer Herrgottswinkel* geschrieben haben (Hildesheim: Edition Paechterhaus, 2011)



Alltag von Fernfahrern: Dorin, Cristian und Iie bitten zu Tisch (ganz links), Ivan raucht (links), und Andreas hat seine Koje mit Herz eingerichtet (oben)



Es muss Dinge geben, an denen man sich festhalten kann. Dorin zeigt sein Kreuz und Fotos seiner Kinder (oben), Andreas seinen Glückstedy (rechts)



Flaschenbier, Holzbretchen, Gemüse: Essensvorbereitungen (links). Andreas Koje (oben). Bei einem russischen Fahrer fährt Maria mit (rechts)



Hinter grünen Türen

Nachhaltigkeit Architekten entwerfen auf Teneriffa Öko-Häuser. Touristen können sie mieten – und helfen, sie zu perfektionieren

■ Rhiannon Batten

Ein im thailändischen Stil gehaltenen Wasserpark, in dem die Besucher auf künstlichen Wellen surfen können, ein Zoo, der seinen Pinguinen mit Hilfe einer Schneemaschine die nötige Kühlung verschafft, überall All-you-can-eat-Buffets: Willkommen auf Teneriffa.

Viele glauben, das einzig Grüne auf der Insel sei der Midori-Melonenlikör, mit dem die Mile-Highball-Cocktails zubereitet werden. Dabei ist sie viel nachhaltiger: 47,5 Prozent ihrer Fläche sind als National-, Natur- oder Landschaftsparks ausgewiesen. Es gibt Pläne für eine neue Bahnlinie, die die gesamte Insel befahren soll. Vor allem aber gibt es das zehn Millionen Euro teure Bauprojekt Casas Bioclimáticas.

Es entstand 1995 auf einem Grundstück des Technischen Instituts für erneuerbare Energien (Iter) in der Nähe des Flughafens Reina Sofia an der Südküste. Architekten hatten Ideen für ein Dorf mit „bioklimatischen“ Häusern eingereicht, die an das lokale Klima angepasst sind und ihren Energieverbrauch energie-neutral selbst decken. Aus 395 Eingaben wurden 25 Häuser ausgewählt, von denen je fünf auf einmal gebaut wurden, die letzten befinden sich noch immer im Bau.

Die fertigen Gebäude werden als ungewöhnliche Ferienwohnungen angeboten. „Wir brauchen Touristen, die sie ausprobieren“, sagt Miren Iriarte, die die Entwicklung des Projekts leitet. Wir treffen sie am Iter-Hauptsitz neben dem Dorf. Jedes Haus, sagt sie, sei unter Verwendung einer anderen technischen Lösung nachhaltig gebaut worden, von dicken Wänden und Sonnenkollektoren bis hin zu unterirdischen Räumen. Einige sind hochwertig isoliert, in anderen schalten Sensoren das Licht ab, wenn niemand mehr im Zimmer ist.

Dorfeigen entsalztes Wasser

Es gibt Wasserhähne mit Strahlreglern, die den Wasserfluss begrenzen sollen, und windkraftbetriebene Klimaanlage. Das Wasser kommt aus dem Meer und wird in der dorfeigenen Anlage entsalzt; alle Häu-



Übernachtung für Versuchskaninchen: „Viv-el-Caminito“ oder „La Estrella“ sind zwei von insgesamt 25 ressourcenschonenden Häusern



FOTOS: ITER

ser sind aus natürlichen und wiederverwertbaren Materialien gefertigt.

Hier kommen die Touristen ins Spiel: „Ohne Bewohner“, sagt Iriarte, „werden die Türen, Fenster und Vorhänge nicht auf und zugemacht, und in den Badezimmern und Küchen entsteht keine Feuchtigkeit.“ Die Häuser aber müssen bewohnt werden, um perfektioniert werden zu können.

Denn nur dann können die Wissenschaftler verlässliche Daten erhalten: Jedes Haus ist mit Sensoren ausgestattet, die Temperatur, Feuchtigkeit und Zirkulation der Luft messen und diese Werte mit den Daten vergleichen, die sie von externen Sensoren erhalten. Diese Messungen sollen Iter helfen, herauszufinden, welche Lösung am besten funktioniert. Und sie sollen so ermöglichen, Häuser für jede Gegend mit vergleichbarem Klima zu entwickeln.

Das erste Haus, das wir uns ansehen, heißt La Estrella. Der sternförmige Bau ist aus matt-gelben Bimssteinen gebaut. „Die Steine kommen von hier“, sagt Miren Iriarte. Einige Materialien, wie etwa das Holz, müssten allerdings eingeführt werden – „auf einer Insel muss man eben Kompromisse machen.“

Die Architekten aus Madrid haben das Haus in Ost-West-Richtung ausgerichtet, um das natürliche Licht optimal nutzen zu können. Die Küchen sind mit Induktionsplatten, energiesparenden Haushaltsgeräten und Mülleimern für Glas, Papier, Plastik und Biomüll ausgestattet. Der Garten ist mit Arten aus der Region bepflanzt.

„Grundsätzlich werden auf Teneriffa 30 bis 50 Prozent der Energie in den Häusern verbraucht“, sagt Iriarte. „Es besteht also Bedarf, hier einzusparen. Ein weiteres Ziel besteht darin zu zeigen, dass nachhaltig gebaute Häuser schön sein können.“ Auf Estrella trifft dies ebenso zu wie auf das dritte Haus, das wir besuchen: das französisch gestaltete El Rio, mit hohen Glaswänden, Habitat-Möbeln und einem Wasserlauf, der durch den Lounge-Bereich führt.

Im zweiten Haus, Noche y Día, ist die Schönheit etwas schroffer. Das Innere ist düster, die hohen Wänden aus Spanplatten. Über die Möbel aus Pappe weiß selbst Miren Iriarte kaum etwas Positives zu sagen: „Das ist nicht besonders nachhaltig, die Pappe verbraucht sich schnell, und man muss sie ersetzen.“

Gespensische Windturbinen

Das im britischen Stil errichtete Casa Bernoulli ist ebenfalls noch verbesserungsbedürftig: Innen sind Holz und Putz feucht vom Regen. „Die Leute denken, hier würde immer nur die Sonne scheinen“, sagt Iriarte. „Wir wollen, dass die Leute, die bei uns wohnen, es genießen, sie sollen uns aber eben auch helfen herauszufinden, welche Häuser perfekt funktionieren und welche noch verbessert werden müssen.“

Vergleicht man das mit Versuchen, die man in anderen Laboren vornehmen muss, hört sich das recht angenehm an. Also fragen wir, ob wir über Nacht bleiben können. Miren Iriarte willigt ein. „Geben Sie mir die

„Bis zur Hälfte der Energie wird im Haus verbraucht. Hier müssen wir sparen“

Nummern Ihrer Ausweise und eine Kreditkarte, und kommen Sie heute Nachmittag wieder. Ich werde Ihnen den Schlüssel und alle notwendigen Informationen am Tor zurücklassen“, sagt sie. Sie verteilt Küsschen zum Abschied.

In dieser Nacht gibt es keine anderen Gäste, wir haben das Dorf für uns, obwohl wir nur für das im italienischen Stil gehaltene Haus El Caminito die Schlüssel haben. Unter dem Surren und dem etwas gespensischen Anblick der Windturbinen erkunden wir unsere Umgebung, die uns an den Studioaufbau der *Truman Show* erinnert.

Von außen ist El Caminito nicht gerade die einnehmendste „architektonische Lösung“. Es ist von unfertig wirkenden legierten Bimssteinblöcken umgeben. Im Inneren deutet nichts darauf hin, dass wir überwacht werden. Die Sensoren müssen entweder sehr klein oder sehr gut versteckt sein. Die Ausstattung ist clever. Das Haus verfügt über ein großes kombiniertes Ess- und Wohnzimmer, zwei Bäder und zwei

Schlafzimmer mit Doppelbetten; die in Orange-, Weiß- und Brauntönen gehaltene Einrichtung spielt auf die Achtziger an.

Auf dem Esstisch steht ein großer Strauch Wildblumen, in der geräumigen und gut ausgestatteten Küche finden wir Milch, Tee, Kaffee und Bio-Schokoflocken. Die Gäste können einen kleinen Beutel nach draußen hängen, der über Nacht wie von Zauberhand mit frischem Brot gefüllt wird.

Wir streunen in Iters Schulungsgarten umher, in dem sich Windturbinen in den Teichen spiegeln. Dann gehen wir zum Strand – an eine wilde steinige Bucht, an der Ortsansässige campieren, fischen und feiern. Blieben wir länger, könnten wir durch die „Mondlandschaft“ trampeln, die das Dorf Vilaflor umgibt, Seevögel im Naturreservat Montaña Roja aufspüren und Windsurfen gehen. So ist nur Zeit für ein Abendessen.

Eine halbe Stunde später sitzen wir in El Médano, einem nahen Dorf, am Hafen, essen gegrillten Fisch und stoßen mit Wein aus der örtlichen Monje-Weinerei auf das nachhaltige Leben an. Am nächsten Morgen weckt uns ein düsenbetriebener Wecker. Unser Aufenthalt in El Caminito hat uns veranlasst, etwas ressourcenschonender zu leben, und die Dunstspuren, die sich über uns am Himmel abzeichnen, beweisen, warum wir dies auch müssen.

Rhiannon Batten ist freie Reisejournalistin. Sie schreibt im *Guardian* oft über Ökotourismus Übersetzung: Holger Hutt

ANZEIGE

Testen Sie jetzt 12 Wochen den Freitag!

Die unabhängige Wochenzeitung für Politik, Kultur und Haltung.



12 Ausgaben für nur 19,80 € statt 38,40 €. Sie sparen fast 50%.

Sie sparen 50%

Überzeugen Sie sich selbst von einer ausgezeichneten und mutigen Zeitung. Lesen Sie jetzt 12 Wochen lang den Freitag für nur 19,80 € statt 38,40 € am Kiosk. Sie sparen dabei fast 50%.

Coupon bitte hier ausschneiden, ausfüllen und per Post senden an den Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg

Ja, ich lese den Freitag 12 Wochen für nur 19,80 € mit 50% Ersparnis.

Vor- / Nachname		E-Mail	
Straße / Hausnummer		Vorwahl / Telefon	
PLZ	Ort	<input type="checkbox"/> Ja, ich möchte weitere Informationen und Angebote per E-Mail oder Telefon vom Freitag erhalten.	
Ich zahle bequem per Bankeinzug:			
Kontonummer		Bankleitzahl	
Datum		Unterschrift	

Wenn ich nach den 12 Ausgaben den Freitag weiter lesen möchte, brauche ich nichts zu tun. Ich erhalte den Freitag dann jeweils donnerstags zum Vorzugspreis von 2,80 € pro Ausgabe statt 3,20 € am Kiosk. Ich spare fast 50%. Ich kann die Belieferung jederzeit kündigen. Möchte ich nach den 12 Wochen nicht weiter lesen, schicke ich vor Erhalt der 10. Ausgabe eine schriftliche Information an den Freitag, PF 11 04 67, 20404 Hamburg.

der Freitag
Das Meinungsmedium

www.freitag.de/maxi

Tel. 040-3007 3511 | Fax 040-3007 85 7055

der Freitag, PF 11 04 67, 20404 Hamburg

DFR112

Bequemer Alltag Der Wäschetrockner

Ins Trockene gebracht

■ Gina Bucher

Nein, „einen Tumbler haben wir nicht“, sagte meine Mutter und blickte mich unmissverständlich streng an. Meine Freundin Brigitte hatte mir stolz ein solches Gerät in der überdimensional großen Waschküche ihres Elternhauses vorgeführt.

Das war in den achtziger Jahren, ich war acht Jahre alt und schwer beeindruckt von dem kompakten Gerät. „Warum nicht?“, fragte ich hartnäckig bei meiner Mutter nach, die gerade hektisch unsere Wäsche sortierte. „So etwas brauchen wir nicht“, antwortete sie. Immer, wenn bei uns etwas anders war als bei den anderen, betonte sie das „wir“ besonders stark. „Das ist etwas Neumodisches, das braucht man nur, wenn's pressiert, und es frisst außerdem viel Strom“, meinte sie knapp. Ich versuchte, sie zu verstehen.

Eigentlich wäre ein Tumbler das perfekte Gerät für uns. Im Gegensatz zu Brigittes Mutter arbeitete die meine nämlich und hatte eigentlich gar keine Zeit – geschweige denn Lust –, die Wäsche zu machen.

Rückblickend betrachtet hatte sie natürlich, wie so oft, recht: Zwar war das Grundprinzip des Wäschetrockners, wie es vermutlich ein Franzose um 1800 erfand, dass er handbetrieben wurde. Die Geräte aber, die in der Nachkriegszeit zuerst in den USA, später in Europa auf den Markt kamen wie der Tumbler, brauchten Strom. Viel Strom. Das passte zum Wohlstand jener Zeit, den man gerne zur Schau gestellt hat. Wer etwas auf sich hielt, ließ Maschinen für sich arbeiten. In Europa entwickelte Miele 1958 einen elektrischen Wäschetrockner.

Traum der Hausfrauen

Was sich die Vorgängergenerationen nicht zu erträumen wagten, wurde zum Traum jeder Hausfrau in den fünfziger Jahren. Ob Front- oder Toploader, die heutigen Wäschetrockner funktionieren noch immer nach dem gleichen Prinzip: Mit warmer Luft wird die Feuchtigkeit in der Wäsche kondensiert. Die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft wird dabei je nach Modell durch Kondensation getrocknet oder ins Freie geblasen. Die heutigen Geräte sind zwar um einiges sparsamer geworden, dennoch sind die meisten in der Energieklasse C zu finden, nur ein paar wenige in der A-Kategorie. Besser schneiden Gastrockner ab, solche gibt es aktuell allerdings nur aus dem Ausland importiert: Miele hat die Produktion des einzigen im Sortiment eingestellt.

Mein Vater antwortete damals auf meine Frage nach dem neumodischen Tumbler mit einem Vortrag zu den physikalischen Gegebenheiten des Wäschetrockners. Dass Wäsche eben auch in klirrender Kälte trocknen könne, dass es einzig auf die Luftfeuchtigkeit ankomme.

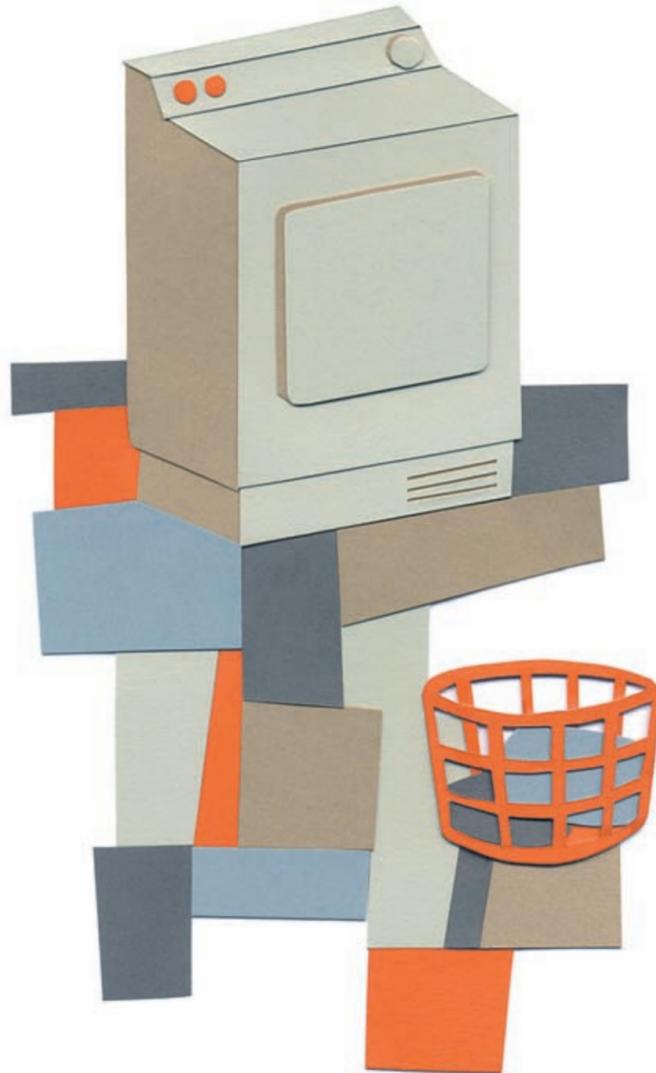


ILLUSTRATION: JULIA GUTHNER FÜR DER FREITAG

Die Wäsche im Freien trocknen zu lassen, gilt in den USA als asozial

Es geht also nichts darüber, die Wäsche an der Sonne trocknen zu lassen.

Das sagte sich wohl auch Susan Taylor, die es 2007 gewagt hatte, in ihrem Garten eines besseren Quartiers im US-Bundesstaat Oregon die Wäsche an der Leine zu trocknen. Vielleicht aus einer romantischen Vorstellung heraus, vielleicht weil das Al Gore mit seinen Tipps, wie das Klima zu retten sei, empfahl. Nein, ihre Maschine sei nicht kaputt, antwortete Taylor ihren verduztten Nachbarinnen, die Wäsche rieche besser, und sie wolle Strom sparen. Postwendend bekam sie darauf von ihrem Grundstücksverwalter einen Brief, der ihr untersagte, die Wäsche an der Leine zu trocknen.

Tatsächlich ist es noch immer in manchen Bundesstaaten in den USA verboten, die Wäsche im Freien trocknen zu lassen. Denn das passt nicht ins Stadtbild, gilt als ein Zeichen von Armut oder Asozialität. „It looks tacky“, es wirke schäbig und nachteilig für das Viertel, so sahen es Taylors feine Nachbarinnen.

Seither versuchen so genannte Clothesline-Aktivistinnen gegen solche Verbote vorzugehen. Einer von ihnen ist Alexander Lee, ein 36-jähriger Anwalt. Er gründete 1995 die „Project Laundry List“ (laundrylist.org), eine Art Nachschlagewerk, das zeigt, wie man mit einer Wäscheleine Energie sparen kann. Zudem soll mit Aktionen das Recht erkämpft werden, die Wäsche im Freien trocknen zu dürfen. 1998 gelang das in Vermont, 2008 und 2009 in Connecticut, Oregon, North Carolina, Maryland, Virginia, Nebraska und New Hampshire. Auf einer Karte veröffentlicht die Community der Laundry List stolz Fotos ihrer Wäsche auf allerhand Wäscheständern und Leinen.

Der größte Stromfresser

In den USA ist der Wäschetrockner noch verbreiteter als in Europa. Die Energie-Informationsgesellschaft der US-Regierung hat berechnet, dass Wäschetrockner für sechs Prozent des Stromverbrauchs amerikanischer Privathaushalte verantwortlich sind. Doch auch hierzulande gehören Wäschetrockner nach wie vor zu den größten Stromfressern im Haushalt.

Und doch: Wäsche in einem beheizten Raum zu trocknen, könne unter Umständen mehr Energie verbrauchen als das Benutzen eines guten Wäschetrockners, erklärt Carl-Otto Gensch vom Freiburger Öko-Institut. Er untersuchte in einer Studie den Energieaufwand für Herstellung, Vertrieb und Entsorgung der weißen Ware und berücksichtigte dabei den Umstand, dass in Deutschland nur an der Hälfte aller Tage geheizt werden muss.

Wer keinen Garten hat, die Wäsche also im Raum trocknen muss, verbraucht zu viel Heizungsenergie. Denn die Feuchtigkeit muss durch vermehrtes Lüften nach draußen gelassen werden. Und unter ungünstigen Umständen kann sich Schimmel bilden. Es ist also besser, einen guten Wäschetrockner zu haben. Susan Taylor zumindest hat es gerichtlich erreicht, dass sie ihre Wäsche in der Sonne trocknen darf. Und mir ist es noch immer eine meiner liebsten Kindheitserinnerungen, mich in ein frischbezogenes Bett zu legen, das nach Sonne riecht. Meinen altmodischen Eltern sei dank.

» Dies ist der erste Teil einer losen Reihe, konzipiert von Gina Bucher, in der die Autorin erzählt, wie sich unser Alltag durch Haushaltsgeräte verändert – meist revolutioniert, selten verkompliziert – hat. In kleinen Essays erfahren wir, was wir mit diesen Geräten tun oder was wir lassen sollten. In der nächsten Folge geht es um Flotte Lotte & die Küchen-Minna. Alle Teile der Serie finden Sie unter freitag.de/bequemeralltag



Koch oder Gärtner? Heute der Koch. Jörn Kabisch beantwortet alle Fragen rund um den Herd

Warum sind Tomate und Gurke wirklich schlimm?

Das Gute an Ehec war, dass TGS für eine Weile verschwand. TGS ist auch eine Krankheit, die Abkürzung für dieses Trio aus Gurken, Tomate und Salat auf dem Tellerrand, ganz gleich, ob man ein Steak, ein Stück Lasagne oder eine Quiche Lorraine bestellt hat. Mal wippt die Tomate geviertelt auf der Gurkenscheibe, mal ist die Tomatenschale zur Rosenblüte geschlungen und thront in einer Gurkenkrone. Egal: Alles TGS. „Bis 2011 geläufige Tellerdekoration in deutschen Gasthäusern und Restaurants, nach dem Auftauchen von Ehec ungebräuchlich“ – wäre doch schön, wenn das in ein paar Jahren über TGS in einem Konversationslexikon oder bei Wikipedia zu lesen wäre. „Der Rand gehört dem Gast“ – in jeder mittelmäßigen Kochsendung kann man das heute lernen. Trotzdem ist der Rand der Be-

reich, in dem viele Köche Kreativität zeigen wollen, mit Schnittlauchbruch, Pfefferkrümeln, roten Beeren oder eben meist mit TGS. Man weiß nicht, ob sie „was fürs Auge“ bieten wollen oder der Ansicht sind, noch was Gesundes mitliefern zu müssen. Über so dekorierte Teller kann man als Gast vielleicht noch hinwegsehen, wer sich aber richtig ärgert, sind die Bedienungen. Sie sollen die Teller noch greifen können, ohne hässliche Fingerabdrücke zu hinterlassen. Richtiger also sollte es heißen: „Der Rand gehört dem Service.“ TGS hat inzwischen auch den klassischen Begriff der „Garnitur“ gekapert, all das, was nach dem „à la“ kam, wie etwa à la Bourguignonne. Auf Deutsch: Eine Forelle nach Müllerinart, ein Schnitzel nach Förster- oder Herzoginart. Damit war nicht nur

eine bestimmte Zubereitungs-Methode gemeint, die Garnitur schreibt die Beilagen vor und die Art der Präsentation. Keine Leber, Berliner Art ohne Kalbsleber, Äpfel und Zwiebelringe. Doch wer weiß das noch, solche Details müssen heute auf der Karte stehen – mit wenigen Ausnahmen, wie dem Big Mac Menü. Garnitur heißt heute à la TGS. Und ich möchte mir gar nicht vorstellen, in wie vielen Restaurants das Schneiden von Gurken und Tomaten – für die so genannte „Garnitur“ – zu den letzten Handarbeiten gehört, weil das eigentliche Essen aus der Gefriertruhe kommt. Es sind auf alle Fälle zu viele: Wie auch die Tonnen von Gemüse, die das Jahr hindurch über den Umweg als Tellerschmuck im Müll landen. Überflüssige Garnituren sind ein Kapitel für sich. Ich habe vor

einiger Zeit einen Vortrag über exotisches Obst und Gemüse besucht. Ich hatte erwartet, lernen zu dürfen, wie sich Papaya, Schlangenfurch, Tamarillo oder Kaki verwenden lassen, wie man ihre Qualität einschätzt. All so etwas. Stattdessen bekam ich zu hören, wie lange sich die Dinger als Dekoration auf Servierplatten halten (Tage!), auch wenn sie beschnitzt sind – was ich anschließend nicht üben wollte. Unter das Thema fällt auch Balsamico-Sirup. Mit dem pappsauren Essig-Dicksaft lassen sich Schlangelinien, Karos und Spinnennetze auf jeden Teller zeichnen, bevorzugt sind es Dessertteller, egal ob sich das geschmacklich mit den Speisen darauf verträgt. Eine Deko, die das Essen verdirbt, ist wirklich das Allerletzte.

Die Wahrheit ist: Wer garniert, will nicht anrichten. Er hat weder Vertrauen in die Bestandteile seines Gerichts, noch will er sich Gedanken machen, wie sich daraus allein etwas appetitlich Anzusehendes zusammenstellen lässt. Dabei ist das nicht so schwer. Für den Anfang reicht es, sich zu bemühen, dass das, was aus der Pfanne kommt, gut aussieht – und den Tellerand freizulassen. Aber ich fürchte, das wird ein frommer Wunsch bleiben. TGS ist bald zurück. Nicht nur wegen der Sprossen, die nun verteuft werden. Der Ehec-Alarm dauerte einfach viel zu kurz, um Gewohnheiten zu brechen.

» Community Haben Sie eine Frage an Koch oder Gärtner? Dann stellen Sie sie auf freitag.de/kochodergaertner

Community Blog

Für Daniel Schneider ändern Geldstrafen nicht den Menschen

Ein Freund von mir wurde vor Kurzem aus dem Knast entlassen. Natürlich reichte der Geldbetrag, den er mitbekam, nur für wenige Tage. Glücklicherweise kommt man knastintern an die Adresse zahlreicher so genannter Sklavenhändler.

Jetzt muss sich mein Freund auf der untersten Stufe bewähren: Werbematerial verteilen für vier und nach Bewährung fünf Euro die Stunde. Einlass in die meisten Häuser verschafft er sich mithilfe einer aus einer Fanta-Flasche hergestellten Chip-Karte. Das geht schneller, als zu läuten, und ist auch im Interesse des Arbeitgebers, der in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Material verteilt haben möchte. Rechtlich gesehen handelt es sich dabei um einen versuchten Einbruch. Das ist allen Beteiligten bewusst. So mancher Ex-Knacki träumt davon, aufgrund eines solchen Delikts wieder zurück in den Knast zu kommen. Dort war er rund um die Uhr versorgt, während das Leben draußen für ihn aus lauter gefährlichen Versuchungen besteht.

Sanatorium für Junkies

Mein Freund musste wegen einer Geldstrafe in Plötzensee einsitzen. Er lernte viele Junkies kennen, die mehrmals beim Schwarzfahren erwischt worden waren. Sie hatten die Zahlungsaufforderungen ignoriert, bis schließlich ein Haftbefehl ausgestellt wurde und sie bei einer Razzia festgenommen wurden. Die meisten kommen völlig abgemagert im Gefängnis an und verlassen nach einigen Wochen den Knast mit einem schönen Fettpolster. Diese Auszeit erleichtert es ihnen, ihr früheres Leben etwas entspannter fortzusetzen. Aber lassen sich Schuldner durch Geldstrafen zur Besinnung bringen?

Es hat mir noch nie eingeleuchtet, wie man Menschen ohne Geld durch eine Geldstrafe zur Vernunft bringen kann. Viel vernünftiger wäre es, ihnen die Möglichkeit zu geben, die verhängten 40 Euro Strafe bei der Berliner Stadtreinigung abzarbeiten. Zumindest ein Teil der Schwarzfahrer würde diese Chance nutzen, bevor ihre Geldstrafen eskalieren. Die Berliner Stadtreinigung könnte täglich eine sicher nicht geringe Zahl von „Gastarbeitern“ einsetzen, und unsere Stadt würde mit der Zeit wieder sauberer werden.

Stattdessen verfahren wir mit einem riesigen Aufwand an Personal und Geld Menschen, ohne sie in ihrem Verhalten ändern zu können. Sie lassen sich genauso wenig durch Geldstrafen einschüchtern wie unsere Politiker.

Daniel Schneider, 66, saß drei Wochen im Gefängnis wegen Ladendiebstahls. Er bloggt seit 2010 regelmäßig auf freitag.de

» freitag.de/community

ANZEIGE

NGBK
Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e.V.
Oranienstraße 25, 10999 Berlin

Ausstellung + Intervention + Podium + Konzert

Making Mirrors versammelt Kunstpositionen, die sich kritisch mit Weißsein und Perspektiven of Color auseinandersetzen

Eröffnung 24.06. 19:00
25.06 – 31.07

www.makingmirrors.org
www.ngbk.de

A

Anfang Der S. beginnt am 21. Juni, wenn die Sonne über dem Wendekreis steht. Im Süden beginnt dann der Winter. (Weshalb → *Sandalen* nicht nur eine Modefrage, sondern auch eine des Orts sind.) *raa*

C

Coming of Age Ein Kuss auf einem Bootsteg lässt sich besser filmen als ein Kuss auf einer Heizdecke. Fast alle Coming-of-Age-Filme spielen – auch deshalb – im Sommer: *Grease, Crazy, Prinzessinnenbad, Sonnenallee, Stand by Me, Ferris macht blau, Kids, Gilbert Grape – Irgendwo in Iowa, Nichts Bereuen, Mädchen Mädchen.*

Denken wir an die eigene Jugend zurück, wird auch klar, warum: Sommer war die aufregendste Zeit des Jahres. Freiheit. In dieser Zeit passieren einschneidende Veränderungen auf dem Weg zum Erwachsenwerden: erste Rausche, Reisen, Abenteuer, erster Sex. Zumindest stellt man es sich so gerne vor. Und darum geht es ja in der Unterhaltungsindustrie: Träume. Für einen ganz kurzen Moment möchte man dann wieder 16 sein, in dem Wissen, dass morgen der letzte Schultag ist und man nichts Besseres zu tun hat, als ins Freibad zu gehen und hinter den Umkleidekabinen heimlich eine Zigarette zu rauchen. *Sophia Hoffmann*

D

Dr. Wenn heute viel von falschen Titeln die Rede ist, darf ein Sonderfall nicht unerwähnt bleiben: Dr. Sommer, unter dessen Namen die *Bravo* jene Aufklärungsarbeit leistet, die das Internet übrig lässt. Der erste, der sich Dr. Sommer nannte, trägt nämlich zwar einen Dokortitel im Namen, aber keinen Sommer. Er heißt Martin Goldstein und brachte von 1969 bis 1984 den Sommer unter die Jugendbettdecken. Das „Dr.-Sommer-Team“ gibt es bis heute. Für Quizfreunde: Dr. Sommers Vorname ist Jochen. *raa*

Drinks Gemein, dass die Getränke, die bei Hitze am besten schmecken, nicht auch so wirken. Kalte Apfelschorle, Cola und Bier stehen oben auf der Liste der beliebtesten Durstlöcher in Deutschland – sind aber alle kontraproduktiv. Zucker sorgt für noch mehr Durst, Alkohol und Koffein belasten Kreislauf und Stoffwechsel, Kaltes erhöht die Schweißproduktion.

Der Beduine rät: lauwarmer Tee, gerne Früchtetee, da er Mineralstoffe wie Kalium enthält. Zwischendurch Salziges, das den schweißbedingten Salzverlust reguliert, etwa Ayran. Das Trendgetränk des Sommers 2011 ist dennoch angeblich der *Sucre Libre*, ein Cocktail aus Sprite, Wodka und einem bolivianischen Koka-Likör, der alles oben angeführte Böse in sich vereint. Aber ein bisschen Genuss muss schließlich auch noch erlaubt sein. *SH*

F

Fête de la Musique Seit Tagen lagen Flyer herum, in der Metro, in Cafés, an der Uni, wer wann wo auftritt. Die Namen waren mir so fremd wie die Stadt, in der am 21. Juni die Fête de la Musique ausbrach. Sie trommelten schon vormittags in meinem Quartier, am Place des Vosges beschenkte ein Chor älterer Damen dreistimmig die zuhörenden Monsieurs mit Schmonzeten der 50er. Richtung Norden wurde der Sound afrikanischer, so wie die Bewohner, neben ihnen verging sich ein Krawatte tragender Bürgersohn an der E-Gitarre. Amateure, Profis, Einwanderer und arrierte Pariser, sie waren mal kurz alle gleich. Sie wollten nur spielen. Genres mischten sich wie Milieus – im musealen Pariser Dekor wirkte das anarchisch.



FOTO: VALÉRY HACHE/AFP/GETTY IMAGES

Es war Sommer Und was passiert da? In Maffays Schlager wird man defloriert, im Coming-of-Age-Film geküsst, und in den Ferien macht man Urlaub am wilden Wasser – wie das Sommerloch-Krokodil im Baggersee. Die richtige Männersandale bleibt ein Mysterium, alle anderen Saisonfragen klärt das A-Z

Jack Lang, der ehemalige französische Kulturminister, hatte das Fest ins Leben gerufen, Premiere war 1982 in Paris. Seither wird an diesem Tag ein alter Slogan wahr: La rue est à nous.

Das Straßenkonzert-Fest am Tag des Sommer- → *Anfangs* ist international geworden, exportiert in 340 Städte. Das erste deutsche war in München 1985, zehn Jahre später folgte Berlin. 2009 bin ich dort *Element of Crime* begegnet. Jungs, die an einer Häusercke spielen und von der See singen: „Diesmal, mein Herz, diesmal fährst du mit.“ *Maxi Leinkauf*

Ferien Der allseits beliebte Föderalismus will es, dass die Sommerferien in den Bundesländern zu unterschiedlichen Terminen beginnen und enden. Das hat Vor- und Nachteile. Nachteil: Wenn eine Familie aus Kahl am Main (Bayern) mit einer Familie aus dem 2,2 Kilometer entfernten Großkrotzenburg (Hessen) verreisen möchte, gibt es hierfür 2011 ein Zeitfenster von nur einer Woche. **In Hessen enden die Sommerferien am Sonntag, 7. August, in Bayern beginnen sie am Samstag, 30. Juli.** Vorteil: Hat man als Großkrotzenburger eigentlich keine Lust, auf den Reisevorschlag der Kähler einzugehen, liefert einem der Ferienkalender einen prima Absagegrund. *raa*

I

iGrill Manche Leute behaupten, es habe einmal ein Leben ohne iPhone gegeben. Verrückt. Man schaute in den Himmel, einfach so, ohne dass einem eine App die Sternbilder erklärte. Man musste, so erzählen die Älteren, Krümel selbst vom Tisch pusten, ganz ohne die Unterstützung der *BlowerApp*. Und von A nach B ohne *Google Maps*? Unvorstellbar.

Früher hatte ein Steak auch schnell einmal die Konsistenz von Kaugummi. **Mit dem iGrill, einem Mess-Stift, der in das Fleisch gebohrt wird, und der dazugehörigen App ist der Bräunungs- und Brutzel-Grad nun immer perfekt.** Vorher ein-

stellen, ob blutig, Medium oder well done, der Alarm ruft dann rechtzeitig zum Rapport. Und wenn über dem Rost Rauch aufsteigt? Keine Sorge. Das ist die *iCloud*. Die gibt es im Paket mit der *LöschApp*. *MS*

L

Lautsprecherhandtuch Der Slogan könnte lauten: „In diesem Handtuch ist → *Musik*.“ Oder: „Der Sound des Sommers.“

Das wäre nicht einmal gelogen, denn: **Ein italienischer Hersteller hat tatsächlich ein Badetuch mit Kopfstütze und integrierten Lautsprechern auf den Markt gebracht.** Ein Anschluss für iPod & Co (→ *iGrill*) ist natürlich vorhanden. Die Energie – das liegt nahe – kommt von der Sonne.

Das HiFi-Handtuch ist zweifellos für Hochleistungsbräuner gedacht, die die frontale Konfrontation mit den UV-Strahlen suchen und jede unnütze Körperbewegung vermeiden wollen. Sonst würde es ja auch ein Transistorradio oder Mp3-Player mit Boxen tun. Praktischerweise lässt sich das Teil so zusammenlegen, dass ein Rucksack daraus wird. Und das Handtuch hat noch einen Vorteil: Man kann sich damit auch abtrocknen. Der Nachteil: leider nicht so gut. *MS*

Loch Der Sommer gilt als Ursache eines nach ihm benannten Lochs. Die Theorie lautet: **Im Sommer gelangen über die Medien Geschichten auf die Bildfläche, die im April keine Chance darauf hätten.** Da wären etwa: Krokodil Sammy, das im Baggersee ausbücht. Nessie in Schottland. Rudolf Scharping, der sich mit einer Gräfin (vgl. → *Dr.*) im Pool aalt. Und *Bild* wird auch in diesem Jahr wieder die Rundfunkgebühren abschaffen wollen. Warum gibt es das Sommerloch? Die Lochtheorie hat eine Erklärung: weil es Sommerpausen gibt. Das Parlament macht eine, der Fußball und das TV-Unterhaltungsprogramm auch.

So weit, so einleuchtend. Und doch ist da ein Haken: Die Behauptung, dass Sam-

my im April nicht berühmt geworden wäre, hält einer Überprüfung nicht stand. Schon richtig, im Sommer gibt es keine FDP-Parteitage – ein echter Verlust für die bunten Seiten. Aber die Jahreszeit, in der über Knut, den Schwan, der in ein Tretboot verliebt ist, GEZ-Ärger und irre Gräfinnen geschwiegen wird, muss in Wahrheit erst noch gefunden werden. *raa*

M

Maffay, Peter Im Jahr 1976 war Maffay, Peter, noch kein cooler Rocker und Kinder-Musical-Schreiber, sondern ein astreiner Schnulzen-Barde. Mit großem Erfolg sang er damals *Es war Sommer*. **Wie viele Schlager dieser Zeit besticht das Lied durch einen ziemlich versauten Plot.** Es geht um die Entjungferung des Protagonisten durch eine ältere Frau im August.

Außergewöhnlich ist das Lied, da es in der Musik selten Deflorationserzählungen aus männlicher Sicht gibt, die Verführung durch eine erfahrene Frau aber einem weit verbreiteten Klischee entspricht. Interessanterweise wechselt Maffay zwischen erster und dritter Person, wenn er von sich und dem Jungen berichtet. Was will uns der Künstler damit sagen? Sicher ist, Textzeilen wie „und als ein Mann sah ich die Sonne aufgehen...“ sind an schaurig schönem Pathos kaum zu übertreffen! Am Ende des Liedes ahnt der Zuhörer, dass die Dame eigentlich nur Frau Sommer heißen kann. Ob es sich um die Gattin von → *Dr. Sommer* handelt? *SH*

Musik Nicht nur → *Maffay, Peter*, kommt beim Sommer gleich auf Libido. Auch Joe Cocker in *Summer in the City* und das *Girly-Trio* *Monrose* („Just wanna rip off my clothes“) sowie *Garth Brooks*, dessen *Country-Song-Alter-Ego* im Hochsommer seine Jungfräulichkeit an eine ältere Witwe verliert. Es gibt aber noch mehr Sommerthemen: **Die Beatsteaks wollen den Sommer niederbrennen, weil er nervt.** Songwriter *Ray LaMontagne* sucht in den

Sommermonaten Ruhe von der Arbeitswelt (→ *Ferien*) und bittet: „Can I come home for the summer?“ Die Ärzte fragen: „Scheint die Sonne auch für Nazis?“ und fänden's ungerecht. Und dann wäre da noch das Sommer-Übersetzungsrätsel von Zueriwest: „mängisch bruchts wenig dass öppis so chunnt oder so – / nume chli früecher oder schpäter / und aues wär hütt geng no so wie denn i däm summer“. *Rock'n'Roll. Tobias Prüwer*

S

Sandalen Auch so ein Wort, zu finden vor allem in medizinischen Ratgebern: Fußfeuchtigkeit. Fußfeuchtigkeit ist ein Phänomen, das gerne in Turnschuhen vorkommt. Als wäre das nicht unangenehm genug, gesellt sich dazu häufig Juckreiz. Bringen wir es auf den Punkt: Turnschuhe sind im Sommer ein Planschbecken für Pilzkulturen. Dagegen helfen Salben, eigentlich aber nur Schuhe mit Lüftung: **Sandalen. Ein Wort, so fies wie Fußfeuchtigkeit, zumindest für Männer.**

Als Kind schlüpfte man in die *Leder-Loggias*; wenn es unten zog, zog man Socken an. Für männliche Erwachsene aber wurde noch keine akzeptable Lösung gefunden. Das vergitterte Altherren-Modell? Ein Gefängnis für den Geschmack. *Treking-Sandalen*? Nur in den Anden. *Flip-Flops*? Eine Hornhaut-Betoniermaschine für die Fersen. Neidisch blicken wir auf die luftige Eleganz der weiblichen Sommerkollektionen. Dieses Jahr im Trend: die Römer-Sandalen. Hatten Römer Fußpilz? Müsste man mal recherchieren. *MS*

Sigi Nahe der Münchner Fußgängerzone steht ein Denkmal für einen Spaziergänger. **Er hieß Sigi Sommer und war wohl Journalist und Schriftsteller.** Er flanierte immer so herum und schrieb dann irgendwas. Damals war die Welt aber noch gut. Heute geht das so nicht mehr. Heute muss man unter Hochdruck arbeiten, derbe herumrecherchieren, nie darf man Zeilen mit Nada, Nichts, Nüschte füllen. Auch nicht im → *Loch*. Sonst fliegt man raus. Ausgeschlossen... Na bitte: voll. *raa*

Summer School „School's out for Summer“? – Alice Coopers Hymne an die → *Ferien* findet nicht überall Widerhall. **Besonders die höheren Schulen nutzen die schönste Zeit des Jahres für die Surplus-Bildung.** Die Summer School soll als Einführungsveranstaltung den Weg in die Uni oder FH ebnet, dient der Vertiefung eines Themas, macht in Deutschland Nicht-Muttersprachler fit für die auf Deutsch abgehaltene Vorlesung oder bringt Personen aus dem mittleren Management Business English bei.

Bei anderen Summer Schools kommen Wissenschaftler und sogenannte Entscheider aus Politik und Wirtschaft zum Austausch zusammen und besprechen „The Art of Creative Leadership“ oder, wie bei der European Summer School in Prag: „What Europe in 2020 – Ever Closer, Ever Larger?“ Das Thema klingt in seiner Verb-freiheit fast wie Alice Cooper: „No more pencils / No more books / No more teacher's dirty looks.“ *TP*

U

USB-Kühlschrank Es gibt jetzt auch Kühlschränke mit USB-Anschluss, kein Witz. Aber nicht zu früh freuen. Wer glaubt, die Grenzen zwischen virtueller und materieller Welt seien damit endlich überwunden und die Amazon-Lebensmittelabteilung vom Endverbraucher wirklich nur einen Mausklick entfernt, irrt. **Die USB-Schnittstelle dient nur einem Zweck: der Energieversorgung des Geräts.**

Das kann zwar laut Hersteller innerhalb von fünf Minuten auf achteinhalb Grad heruntergeregt werden, doch wozu der ganze Zinnobber? Um eine Dose Limo kalt zu stellen oder eine Tafel Schokolade vor dem Zerfließen zu retten? Für mehr ist in der Mini-Bar nämlich kein Platz. Daher der Tipp: Einfach gleich zwei Kühlschränke kaufen, unterm Schreibtisch platzieren und die großen Zehen reinhalten. *MS*